



ngiyaw eBooks

Emmîle Mario Vaccano  
Das Brod der Enggel

**Emile Mario Vacano**  
**Das Brod der Engel**  
Novelle

---

Aus: Neuer Deutscher Novellenschatz,  
Herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Leistner,  
Band XX., Verlag von R. Oldenbourg, München und  
Leipzig, 1887

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*

---

Illustration: Karikatur von E. M. Vacano von K. Klíč  
in: *Neuen Fliegenden* (1874, Nr. 7)

## Erstes Kapitel.

### *Kleine Gesellschaft.*

Der Cirkus war übervoll. Man applaudirte dem brillanten Grotoskreiter Strakay, der eben mit wildem Jauchzen auf einem langmähnigen Pferde um die Bahn geras't war. — Frau Lora Gallina applaudirte mit ihren kleinen, feinbehandschuhten Händen aufs Lebhafteste.

Ihre Stieftochter Hedwig hatte während des Parforcerittes die Augen geschlossen gehabt und öffnete sie jetzt groß und verstört. O. Mama! Sie applaudiren! sagte sie leise. Und es war so entsetzlich. Wenn der arme Mensch sich den Hals gebrochen hätte —! Er hing ja förmlich in der Luft . .

Frau von Gallina zuckte die Achseln. Wer applaudirt denn *das!* sagte sie verächtlich und kurzweg, wie man zu einem Kinde spricht, man applaudirt, damit man gesehen wird. Rede nicht von Dingen, die du nicht verstehst, ich bitte dich, Hedwig, das macht mich nervös!

Frau von Gallina war eine reizende junge Frau von etwa vierundzwanzig Jahren. Ihre zierliche Figur zeigte das vollkommenste Ebenmaß der Formen, und in dem blassen schönen Gesicht loderten ein paar tiefdunkle große Augen von seltsam wechselndem Ausdruck. So lange der kleine Mund lächelte, strahlten sie voll Heiterkeit und Glanz, dann aber konnten sie plötzlich scharf und stechend werden, während ein leichter Schatten die klassischen Züge verdunkelte, die seinen Nasenflügel bebten und die Stirn sich leise zusammenzog. Dies waren indessen nur Augenblicke; ehe man den Eindruck recht erfaßt hatte, war er vorüber, und die schöne Frau lachte wieder aufs Reizendste hinter ihrem Fächer hervor. Kurz, Madame Lora Gallina war eine jener auffallend zarten, feenhaften Damen, welchen man auf der Straße unwillkürlich nachblickt, und die tadellose Eleganz ihrer Toilette vollendete den harmonischen Eindruck der ganzen Erscheinung.

Sie war die zweite Frau des kürzlich verstorbenen alten Gutsbesizers von Gallina gewesen, und er hatte ihr als einzige Erbschaft seine siebzehnjährige Tochter aus erster Ehe, die sanfte, schüchterne Hedwig hinterlassen. Groß war das Entsetzen der Gesellschaft gewesen, als bei dem plötzlichen Tode des alten Herrn der ungeahnte Ruin des Hauses zu

Tage kam, eines Hauses, welches bis dahin als Mittelpunkt der Geselligkeit gegläntzt hatte. Man flüsterte sich zu, daß die grenzenlose Vergnügungssucht der kleinen Frau die Hauptursache dieser gänzlichen Zerrüttung sei, und es war dies, bei Herrn von Gallina's Schwäche ihren Launen gegenüber, nur zu wahrscheinlich. Jedenfalls wäre sie nach seinem Tode ganz mittellos zurückgeblieben, hätten sich nicht unter den früheren Gästen ihres Hauses, ja selbst unter den Gläubigern einige großmüthige Gönner und Freunde für sie gefunden, mit deren Hülfe es ihr möglich wurde, ihr Haus im früheren Stil fortzuführen, offener und lustiger vielleicht, als es sich mit dem Ruf einer jungen und schönen Wittve vertrug.

Bei ihren Soireen wurde auch stets gespielt — Lansquenet, Macao, Garibaldi. Man spielte ziemlich hoch, aber was that das? Ihre Gäste waren reich genug, um mit Gleichmuth ganze Büschel Banknoten verspielen zu können. Und wenn hie und da ein durchreisendes Familiensöhnchen, welches im Salon der Madame Gallina in der Zeit zwischen dem Souper und dem Morgenroth ein kleines Vermögen verloren hatte, erbos't behauptete der charmante Salon mit dem Vanilledufte sei nichts anderes als eine Spielhölle, und er sei da beschwindelt worden,

vorzüglich von dem schwarzhaarigen Vicomte d'Equilli, dem besten Freunde der Dame des Hauses: dann zuckte Madame Gallina abermals die Achseln, spielte mit den weißen beringten Fingern an ihrer Uhrkette, und lachte wieder so sorglos und lustig wie immer. Was kümmerten sie solche Verleumdungen? War sie nicht die Wittwe des hochachtbaren Gutsbesizers von Gallina, hatte sie nicht einen glänzenden Namen, herrliche Augen ein reizendes Lächeln, und zählte nicht selbst der Polizeipräsident zu ihren entzücktesten Gönnern?

Wie man sieht, war das Haus der schönen Frau nicht gerade allzu vortheilhaft berühmt, immerhin aber doch sehr anlockend für die Lebemänner aller Arten. Es war prachtvoll möblirt, obgleich man nicht genau wußte, wer die Möbel bezahlt hatte.

Mitten in diesem Spielernestchen von Sammt und Seide, mitten in diesem zweifelhaften Parfüm bewegte sich neben der lautlachenden, schönen, koketten Madame Lora Gallina ihre Stieftochter Hedwig, ein unscheinbares, sanftes und — wie sogar die ständigen Gäste des Hauses eingestehen mußten — gänzlich unschuldiges und unverdorbenes Geschöpf. Wie es möglich war, daß neben einer Stiefmama wie Frau von Gallina ein unberührtes, fleckenloses Wesen wie Hedwig gedeihen und so

*bleiben* konnte, ist vielleicht kein so großes Räthsel, als es den Anschein hat.

Hedwig war, so lange ihr Vater lebte, in einem Kloster in Bielsko erzogen worden. Als derselbe starb und sie in das Haus ihrer verwittweten Stiefmutter zurückkam, trat sie mit all den unbefangenen, naiven Anschauungen eines Kindes in eine fremde, unechte Welt. Alles Schlimme, was sie da fand, erschien ihr nur befremdend, und jedes Unerklärliche gab ihr einen Grund zu Fragen, bei denen ihre schöne, bewunderte kleine Stiefmutter oft aus Zorn zu beben anfang.

Während der Zwischenpause in der Cirkusvorstellung, als man das große Netz für die Productionen der Damen Azella und Rosita ausbreitete, kam Graf d'Equilli in die Loge der Damen, in Begleitung zweier fürstlichen Husarenoffiziere und eines gräflichen Cadetten, die er den Damen vorstellte mit der Bitte, dieselben freundlichst in ihrem Hause aufnehmen zu wollen. Frau von Gallina zeigte sich nicht nur höchst liebenswürdig gegen ihre drei neuen, goldverschnürten Bekannten, sondern lud sie auch lächelnd für diesen Abend nach dem Cirkus zu einem kleinen Thee. Man macht rascher Bekanntschaft,

wenn man das erste Mal beim brodelnden Theekessel plaudert, sagte sie.

Die neuen Freunde entfernten sich höchlich entzückt aus der Loge, und Fräulein Hedwig fragte nach ihrem Weggehen ganz naiv ihre feenhafte Mama: Weshalb haben Sie diese langen, ungeschlachten Jungen für heute noch zu uns geladen?

Frau von Gallina zwinkerte mit den Augen und zog die Mundwinkel herab. Ich bitte dich, liebes Kind, kümmere dich vor Allem um dich selbst und laß mir meine Angelegenheiten! — Dabei tickte sie ärgerlich mit dem Fuß auf den Boden.

Und nach dem Cirkus war noch kleine Gesellschaft bei Madame Gallina; wirklich nur eine ganz kleine Gesellschaft von alten Herren und jungen Offizieren, die sämmtlich gerne spielten. Auch die zwei neu in die Garnison versetzten Husarenoffiziere und der mädchenhafte Cadett waren da, ganz entzückt davon, sich schon am ersten Tage ihres Hierseins in einem so reizenden und comfortablen Salon zu befinden, dessen lebenswürdige Besitzerin mit lächelnder Grazie die Honneurs machte. Vicomte d'Equilli hielt Bank.

Madame Lora Gallina bewegte sich in einer prächtigen Soiréerobe aus ägyptischer, mit Goldfäden



durchwirkter Rohseide wie ein schillernder Kolibri. Hedwig dagegen trug ihr einfaches Perisionskleid von Jaconet und schlicht offenes Haar; ihre Stiefmutter schien sich über sie zu ärgern, denn sie sagte jetzt: Liebe Hedwig, geh zu Bette; Kinder sollen nicht zu lange aufbleiben. Du brauchst der Gesellschaft nicht gute Nacht zu sagen. Verschwinde nur. — Das junge Mädchen war herzlich froh über diese Erlaubniß, ohne zu wissen warum. Ich danke, Mama, sagte sie. Gute Nacht. Sie war vom Kloster her gewöhnt, weiblichen Respectspersonen und Geistlichen die Hand zu küssen, und that dies auch jetzt bei ihrer Stiefmutter. Dann ging sie in ihrer stillen Weise zwischen den Tischen hin und verschwand aus dem Spielsalon. Die kleine schöne Wittwe schaute ihr nach. Da sie alle ihre Gäste über die Karten und die Banknotenbündel der Einsätze geneigt sah, that sie ihrem Engelsgesichtchen keinen Zwang an, sondern verzerrete es zu einem solchen Ausdruck von Grimm und Haß, daß die schönen Züge plötzlich einen sehr böartigen Ausdruck erhielten.

Sie erschrak fast, als sie eine Männerstimme neben sich hörte, die in leichtem frivolen Tone sagte: Weshalb ärgern Sie sich denn über das kleine Ding, gnädige Frau?

Madame Lora beruhigte sich, als sie in dem Sprecher einen alten Bekannten, den Lebemann Baron Jérôme Villani vor sich sah. Sie kannte ihn schon seit Jahren, schon aus ihren Mädchenzeiten, und er hatte, seit sie Wittwe war und offene Salons hielt, manchmal auf seinen Reisen angehalten, um ein oder zwei Abende bei ihr zu verspielen. Vor ihm brauchte sie sich keinen Zwang anzuthun. Sie sagte leise, daß es fast wie Zischen klang, hinter ihrem Fächer hervor: Ich ärgere mich nicht nur, Baron, ich bin außer mir. Dieses Mädchen bringt mich noch ins Grab mit ihrer Heiligkeit und ihrer Dummheit. Ich hasse diesen ewigen, lebendigen Vorwurf mit den offenen Locken und den erstaunten Augen, die nichts verstehen und doch Alles angaffen . . . Hören Sie, Baron, ich *ertrage* dieses Geschöpf nicht. Bleiben Sie nach dem Spiele noch da, Sie müssen mir helfen. —

Baron Villani neigte sein ergrauendes Haupt, fuhr mit der weißen Hand über seinen gleichfalls ergrauenden Vollbart und sagte: Mit Vergnügen, gnädige Frau.

Das Spiel ging zu Ende, die neu eingeführten Offiziere waren ganz stolz darauf, daß sie mit so vielem Gleichmuth verloren hatten. Vicomte d'Equilli wechselte mit Madame Gallina ein paar Worte und begleitete dann einige von den Gästen ins

Café; die Lampen im Spielzimmer wurden von einem schläfrigen Bedienten ausgelöscht und die zerstreuten Karten unter dem Tische zusammengesucht, aber in dem kleinen Boudoir neben dem Besuchsalon ließ er die Hänglampe brennen, denn ein Gast, ein alter Bekannter, blieb bei der Dame des Hauses zu einer kleinen intimen Plauderei zurück. Es war dies der Baron Billani, der nun neben Madame Gallina auf einem Divan saß.

Mitternacht war längst vorüber. Neben dem Divan stand ein Tischchen mit Naschereien und Liqueurflacons. Madame Lara Gallina legte sich bequem in die weichen Kissen zurück und zog ihre kleinen Füßchen auf den Sitz herauf. Und so fingen sie an zu plaudern.

## Zweites Kapitel.

### *Mama.*

Baron Villani war einer jener glänzenden Lebemänner, von denen man sagt: Er hat Alles genossen! und dann hinzufügt: Er ist blasirt. Man wußte von ihm und seinem Leben keine näheren Details, denn wie alle echten Lebemänner lebte er seine Vergnügungen nicht mitten in der Menge, sondern in reich vergoldeten, theuren Extrazimmern. Man wußte also von Baron Jérôme Villani nur, daß er ungeheuer reich sei, daß er sich schon mit zwanzig Jahren im selbständigen Besitze seines kolossalen Vermögens befunden, und daß er seitdem nur seinem Vergnügen gelebt habe. Allerdings fehlte es auch nicht an Solchen, die ganz im Gegentheil behaupteten, das Vermögen sei niemals so ungeheuer gewesen, und Herr von Villani habe den größten Theil desselben mit seinen ungemessenen Ausgaben bereits verbraucht, so daß eine baldige Katastrophe nicht ausbleiben könne, wenn er nicht vielleicht bereits die Kunst besitze, sich durch ewig wechselnden Aufenthalt seinen Gläubigern zu

entziehen. So viel war sicher, er verbrachte seine Winter in Rom oder Florenz, seine Herbstes in Monaco, seine Frühjahre in Paris oder London, seine Sommer in Homburg, Baden-Baden, Aachen. Es gab keine berühmte Künstlerin, die man nicht mit seinem Namen in Verbindung brachte, und kein galantes Abenteuer, welches die seine Gesellschaft nicht *ihm* zuerst zutraute. Dabei war er chevaleresk, freigebig und — interessant. Er mochte jetzt etwa fünfzig Jahre alt sein, sah aber theils jünger, theils älter aus, denn sein Gesicht und seine Haare standen in grellem Contraste zu einander. Während sein fein und edel geformtes Gesicht faltenlos war wie eines jener bronceartigen Heroengesichter in den etruskischen Sälen des vaticanischen Museums, waren sein dichtes Haupthaar und der lange Vollbart schon stark ergraut. Seine Gestalt war groß und schlank — fast zu schlank für ihre Höhe, seine Kleidung stets von untadelhafter Eleganz.

Er saß jetzt neben Madame Lora Gallina bequem und nachlässig, aber dennoch in einer Haltung, wie sie ebensowohl ein Liebhaber als ein verehrender Freund annehmen konnte. Madame Lora Gallina machte aber nicht ihr Schönheitsgesicht; Baron Villani mußte schon ein alter und intimer Bekannter von ihr sein, daß sie ihm so unverstellt ihre unwillige,

verdrießliche Miene zeigte. Sie war ein Charakter, wie er durch das versteckte Elend der großen Welt sehr häufig entwickelt wird, eine Seele, eben so baar aller Tugenden als aller Leidenschaft. Die fortgesetzte Berechnung auf den Erfolg, das stete Anpassen an die ewig wechselnden Aussichten ihrer unsichern Existenz hatten ihr jede Fähigkeit der freien, ursprünglichen Empfindung genommen und an ihre Stelle eine Koketterie gesetzt, die mit sehr geschickter Berechnung einen wie natürliche Wärme aussehenden Effect hervorzubringen verstand. Diese Koketterie glaubte sie jetzt bei Seite lassen zu dürfen. Ich danke Ihnen, daß Sie geblieben sind. Baron, sagte sie. Sie sollen mir rathen — mir helfen.

Sie machen mich stolz durch Ihr Vertrauen, gnädige Frau, sagte der Baron. Er sagte es so leichthin, daß man nicht wissen konnte, ob er scherzte oder im Ernste sprach.

Die kleine Dame war jedoch gewohnt, Alles im besten Sinne zu nehmen und zuckte die Achseln. Mein Gott, wie können Sie zwischen uns noch von Vertrauen wie von einem fragwürdigen Dinge sprechen! sagte sie. — Als ob wir uns seit gestern kannten!

Wenn ich Sie so schön und reizend und jung vor mir sehe, dann ist es mir auch, als ob ich Sie gestern

zum ersten Mal begegnet hätte, sagte er galant.

Sie nickte und stützte ihr Kinn in die kleine Hand. Und doch ist es schon — lassen Sie sehen, Baron! — schon mindestens zehn Jahre her. Ich war damals sechzehn Jahre alt und hieß Mademoiselle Lora schlechtweg . . .

Und entzückten das Publicum der Délasséments Déjazet, lächelte er. Ich sehe Sie noch vor mir: Sie standen zwischen einer blauen, einer grünen und einer gelben Fee und waren selber roth gekleidet und über und über voller Flitter. Sie sahen aus, wie eben aus der Schule entlaufen, und die Operngucker aller Männer waren auf Sie gerichtet. Wird sie denn nichts sprechen? fragte der Graf O'Flahault. — Es ist besser, wenn sie nur lächelt, meinte Monsieur d'Orsay. — Mlle. Lora nennt sie der Zettel! meldete Baron d'Estigny, der glücklich zwischen zwei Banditen und drei Troubadours auf dem Zettel die vier Feen entdeckt hatte. Während wir noch so sprachen, hatte sich Daniel Douglas, der Krösus, der fünfte unserer Logengesellschaft, leise entfernt und kam im Zwischenacte mit der triumphirenden Nachricht zurück: Meine Herren, ich weiß Alles. Mademoiselle Lora ist von guter Familie und wird von Herrn Lafitte dem Jüngeren protegirt, der uns alle nach der Vorstellung zum Souper geladen hat,

um das Debüt seiner kleinen Freundin und Schutzbefohlenen zu feiern. Bei diesem lustigen Souper lernte ich Sie kennen. Ich war damals noch jünger! Und Baron Villani seufzte leicht.

Ich nicht, sagte Madame Gallina mit sehr skeptischer Miene. Ich erinnere mich nicht, jemals jung gewesen zu sein oder anders, als ich jetzt bin. Mit zehn Jahren schon war ich unter Fremden und mußte lächeln und »Glück« zu machen suchen. Und ich machte es. Jener Abend war die erste Stufe davon. Ich glaube, beim Dessert duzten wir einander — aus Scherz?

Ich glaube auch, gnädige Frau. Wie oft trafen wir uns dann im Leben! In London, beim Ascott-Rennen, einmal in der Gallerie der Uffizien in Florenz, einmal in Biarritz, einmal sogar in Africa, wo wir miteinander eine Promenade am gelben Nil machten. Und immer waren Sie schön, jung, bewundert, in der besten Gesellschaft und glücklich.

Glücklich? lachte die schöne, kleine Dame verächtlich dazwischen. Aber Baron Villani fuhr fort:

Dann hörte ich eines Tages, Sie hätten in Deutschland hier einen Krösus geheirathet, einen großen Cavalier. Ich glaubte es anfangs kaum.

Danke schön für das Compliment, sagte sie, boshaft lächelnd.



Nein, im Ernst. Aber bloß, weil man Ihnen in jedem Winter einen andern Bräutigam andichtete: bald einen Bankier, bald einen Prinzen, bald einen Rajah von Mysore. Aber als ich einmal durch Wien kam, traf ich Sie wirklich als Frau von Gallina in den Salons der Gräfin Thun, an der Seite eines sehr würdevoll und dabei sehr gutmüthig aussehenden Gatten. Wir sahen uns da nur kurz zwischen zwei Tassen Thee; ich konnte Sie nicht besuchen, denn Sie machten kein Haus. Man sagte, Ihr Gatte sei eifersüchtig. Jetzt endlich traf ich Sie, eben von Griechenland angekommen, als Wittwe — schöner als je, lustiger als je, in glänzenderen Salons als je, und als — Mutter.

Madame Gallina schaute scharf auf, nickte und strich dann langsam über die Falten ihres weit um sie herum aufgebauchten seidenen Kleides.

Als Mutter! Ja, *das* ist es eben! rief sie mit gedämpfter Stimme. Sie sagen, ich sei schöner und lustiger als je? Das heißt, Sie finden, daß ich noch eben so gut lächeln kann, als vor drei, vor fünf und vor zehn Jahren, und in der That, das Lächeln und diesen fraglichen Glanz und all diesen Schein schleppe ich von Tag zu Tag fort; nur Eins ertrage ich nicht länger — daß ich — daß ich eine Tochter habe!

Baron Villani neigte sich vorwärts und betrachtete die aufgeregte Frau mit einem forschenden Blick; Madame Gallina hatte sich erhoben. Mit heftigen Bewegungen, aber in einem bitter schneidenden Ton, der nichts von heißer Leidenschaft hatte, rief sie: Sehen Sie., Baron, ich bin froh, daß Sie hier geblieben sind. Ich habe ja in diesem entsetzlichen Leben sonst Niemanden, vor dem ich mein Herz ausschütten kann . . .

Sie haben ein Herz? sagte er überrascht.

Oh, ich gebe Ihnen zu, daß ich kein Herz habe in dem gewöhnlichen Sinne der Welt — das wissen Sie ja schon seit jenem fernen Abende, wo Sie mir zu meinem glücklichen Debüt gratulirten. Ach, die ganze Welt war mir seitdem nichts anderes, als eine Bühne, wo ich eben meine Rolle spiele, so gut ich kann, um so viel Gage als möglich zu bekommen. Aber es thut Einem doch wohl, manchmal von dieser Bühne abzutreten, zwischen den Coulissen zu stehen und Etwas zu sprechen, was *nicht in der Rolle steht!*

Und das sollte Ihnen etwas so Seltenes sein? Ihnen, die Sie so viele Freunde haben!

Freunde! sagte sie mit einem kurzen Lachen.

Aber Vicomte d'Equilli?

Ist doch bloß ein Croupier. Aber Sie, Jérôme, Sie sind ein alter Freund, ein nobler Mensch, und es thut

mir wohl, mich einmal vollständig auszuklagen. Vor allen Anderen muß ich ja sanft und zärtlich sein — damit ich meinen Namen »die Fee« nicht verliere. Nun denn, so sag' ich Ihnen, daß ich nicht lustig, sondern elend, nicht zufrieden, sondern zornig bin, und daß mein Herz von bitteren Gefühlen überströmt. Ich hasse meine Tochter! — Meine Tochter? Welche Lächerlichkeit sage ich da! Ich hasse dieses Wesen voll Jugendeinfalt und Süßlichkeit und Klosterparfüm, welches mir mein Gatte statt des gehofften Glücks hinterlassen hat; ich dachte, mit ihm reiche Güter zu erheirathen, und fand nur ein verschuldetes altes Haus, Sorgen, einen Namen und — dieses Geschöpf mit den rothen Wangen, den blödblonden steifen Haaren und den arroganten Fragen. Ich *hasse* sie, sage ich Ihnen, und ich muß sie los werden. Um jeden Preis! Sie haben sie doch bemerkt?

Die kleine Fee sagte das Alles stehend, mit untergeschlagenen Armen, mit scharfer Stimme und merkwürdig ruhigem Gesichte. Baron Villani strich sich mit der seinen Hand durch seinen weißen Bart und sagte langsam: Ja ich glaube. Sie ist recht hübsch, wie es scheint, und noch ganz unerfahren. Wie kann man ein solch unbedeutendes Geschöpf hassen, gnädige Frau?

Unbedeutend? Das glauben *Sie*! Sie verstehen nichts davon, wie sich diese sogenannte Klosterunschuld überall vorzudrängen weiß, um nur aufzufallen! Sie starrt alle meine Gäste so erstaunt an, als ob es wilde Thiere wären. Und schaut und schaut, und frägt und frägt, und betet und entsetzt sich, daß man außer sich gerathen möchte! Jeder Blick von ihr scheint zu sagen: Ich bin besser, als du! und jedes Wort bedeutet: Ich fange an, euch Alle zu verstehen und mich vor euch zu entsetzen! Ich sehe es kommen, daß sich ihr einfältiges Erstaunen über mich und meine Umgebung in Verachtung verwandeln wird; es ist ja sehr bequem, hinter dem Tugendsschleier hervor die Anstrengungen zu kritisiren, die ich machen muß, um mich und sie und dies Haus zu halten! Nein, Jérôme, ich ertrage es nicht länger so, sie muß fort, sage ich Ihnen, und Sie müssen mir dazu helfen!

Ich? fragte Villani mit aufrichtigem Erstaunen.

Ja. Sie, wenn Sie mein Freund sind.

Aber — wie?

Das eben fallen Sie sich überlegen. Ich kann nicht einsehen, warum ich mich stets für ein erwachsenes und erzogenes Mädchen plagen soll, die in der Welt für sich sorgen mag, wie tausend Andere. Es geht mir ja auch nicht anders, wer hilft denn mir?

Baron Villani warf einen raschen Blick nach seiner Freundin hinüber, dann sagte er leise und scharf:

Bedenken Sie, es ist Ihre Tochter!

Meine *Stieftochter*, Baron! Die Stiefmütter haben ja alle einen schlechten Ruf, warum soll ich besser sein, als die andern? Zeigen Sie mir eine Möglichkeit, dies heilige Ding los zu werden, und ich werde Ihnen ewig dankbar sein.

Sie würden also wirklich das junge Kind schutzlos in die fremde Welt hinausstoßen? fragte Villani, indem er den Kopf an die Kissen des Divans zurücklehnte und mit sehr ernstem Gesicht zur Decke empor sah.

Madame Lora lachte laut auf. Sie sind reizend mit Ihrer Sentimentalität. Baron. Ja, das würde ich thun, denn ich habe Ihnen schon gesagt, ich ertrage die Gegenwart dieses lebendigen Vorwurfs mit den frommen Mienen nicht länger. Sie muß fort — einerlei wohin, sie wird schon Mittel und Wege finden, sich weiter zu helfen. Ist es mir anders ergangen? Habe ich mich nicht durch Noth und Elend durchschlagen müssen, warum soll sie es besser haben?

Baron Villani hielt seine Augen noch immer nach der Decke gerichtet, als wolle er den stechenden

Blicken ausweichen, die in seinem Gesicht zu lesen suchten.

Sie schweigen! rief Frau von Gallina unmuthig. Sie, von dem ich allein Rath und Hülfe erwartete! Die Zeiten sind freilich vorüber, wo Sie mir in der schönen Mondnacht am Meere leise sagten: Könnte ich Ihnen doch einmal einen Ritterdienst erweisen! Nun wohl, die Gelegenheit ist jetzt da, aber es scheint, setzte sie bitter hinzu, Sie können sich dieser Nacht nicht mehr erinnern.

Während ihrer letzten Worte hatte Villani langsam den Kopf gedreht und sah ihr jetzt voll in das blasse und durchaus nicht reizende Gesicht. Dann lächelte er in seiner frivolen Weise und sagte gleichmüthig:

Warum zweifeln Sie an meiner Bereitwilligkeit? Natürlich will ich Ihnen zu Ihrer Freiheit helfen, gnädige Frau, nur können wir uns die Umwege ersparen. Das Mädchen ist nicht übel — und die Unerfahrenheit hat auch ihren Reiz. Das verstehen die Damen zwar nie. Wissen Sie was? Ich heirate Ihre Tochter!

Die kleine Frau öffnete vor Erstaunen ihre Augen weit. Sie sind ein Narr, Jérôme! sagte sie.

Weil ich Ihnen helfen will?

Nein, weil Sie solchen Unsinn reden.

Halten Sie mich nicht für capabel, Fräulein Hedwig zu heiraten?

O ja! Es giebt ja keine Tollheit, die man Ihnen nicht gelegentlich zutrauen könnte, und wer weiß, wozu Sie im Stande wären, um sich die Langeweile zu vertreiben! Aber denken Sie denn, daß ich dies zulassen würde?

Und warum nicht? Sie wollen die lästige Stieftochter aus den Augen haben, und ich bringe sie Ihnen aus den Augen, wenn ich sie heirate, dann sind Sie am Ziel Ihrer Wünsche!

Und Hedwig ist eine reiche Baronin, sagte Frau von Gallina wie zu sich selbst, reich und glücklich, und *ich* habe sie dazu gemacht! Sie lachte schneidend vor sich hin und schüttelte dann den Kopf. Nein, Baron Villani, dazu werde ich die Hand nicht bieten.

Die Neidqualen der kleinen Frau machten auf ihren vorhin so ernstesten Nachbar offenbar einen sehr belustigenden Eindruck, denn er fing plötzlich an, laut zu lachen, und als sie ihn erstaunt anblickte, sagte er mit dem heitersten Gesicht:

Beruhigen Sie sich, meine schöne Freundin, so glänzend, als Sie vermuthen, wird das Schicksal Ihrer Tochter nicht. Der Besitz meiner unbedeutenden Person, den Sie vorhin mit Ihrem bewunderungswürdig praktischen Sinn nicht einmal

mit in Rechnung zogen, wird, fürchte ich, für Fräulein Hedwig ebenfalls keinen besondern Werth haben; im Übrigen — hier stand der Baron auf und richtete sich zu seiner ganzen Länge empor — bleibt wenig Beneidenswerthes an der Partie. Meine Verhältnisse sind ganz anders, als man glaubt, das Leben in Paris kostet heillooses Geld, die Eisenbahnen sind theuer, und ich habe, wie Sie wissen, die ganze Welt sehen wollen. Das ist nun vorüber, der Geschmack an dem Zigeunerleben ist mir vergangen, und ich muß daran denken, mich einzurichten, so gut es gehen will. Das kleine Schloß Sporbach. Sie kennen es vielleicht, ist das letzte Besitzthum, was mir übrig bleibt, dorthin werde ich mich zurückziehen, und wenn ich Hedwig als Gefährtin mitnehme, so geschieht es eben nur, weil sie ein so anspruchsloses Geschöpf ist und das Leben nicht kennt. Für eine Weltdame wäre die Existenz an der Seite eines lebensmüden Misanthropen, wie ich bin, eine Hölle, ich will auch keine Frau, die Glück und Liebe erwartet, was ich nicht mehr zu vergeben habe, sondern eben ein solches freundliches Wesen, das manchmal meine Einsamkeit mit seinem Geplauder erheitert. Ich habe meine schlimmen Tage, wo viel Geduld und Fügsamkeit dazu gehört, mich zu ertragen, und es wird dann in dem verwünschten



Schlosse still und traurig genug zugehen. Hedwig ist jung und willenlos, sie wird sich in die Monotonie meines künftigen Lebens finden — ob sie sich dabei glücklich fühlt, ist eine andere Frage! Unter gewöhnlichen Verhältnissen wäre es ein Verbrechen, mit solchen Vorsätzen die Hand nach einem jungen hoffnungsvollen Geschöpf auszustrecken, aber in unserm Fall — hier lächelte er sarkastisch — ist das, was ich ihr zu bieten habe, immer noch besser, als was ihr sonst bevorsteht. Überlegen Sie sich die Sache! Eine zärtliche Mutter würde mir auf mein offenherziges Bekenntniß die Hand ihres Kindes abschlagen, und ich wäre nicht einmal in Verzweiflung über den Korb, denn offen gestanden habe ich keine große Neigung für die Ehe. Es geht sich viel leichter allein durch.

Während der Baron sprach, war eine eigenthümliche Wandlung in Frau von Gallina's Zügen vor sich gegangen, aus dem finstern Ausdruck war ein erstaunter und endlich fast vergnügter geworden. In diesem Licht gesehen nahm sich allerdings das »Glück«, das Hedwig machen sollte, wesentlich anders aus; und je langweiliger und unerträglicher ihr die Existenz an Villani's Seite vorkam, desto mehr schien sie ihr für Hedwig zu passen. Sie erinnerte sich jetzt plötzlich, mit welcher

Bestimmtheit vor einigen Wochen in ihrem Salon von dem bevorstehenden Ruin des interessanten Barons gesprochen worden war. Damals hatte sie die Geschichte eine lächerliche Erfindung genannt, aber nun, da er selbst etwas Aehnliches andeutete! Kleine, elende Verhältnisse, vielleicht noch Schande und Noth? — aber was ging sie das an, sie war nicht verpflichtet, sich darum zu kümmern, was möglicherweise kommen konnte! In ihrem Geiste reihten sich blitzschnell all diese Combinationen an einander, und ein Gefühl der süßesten Befriedigung erfüllte sie bei der Gewißheit, ihr eigenes Schicksal werde beneidenswerth sein gegen das Leben, welches Hedwig bevorstand. Ihr Gesicht strahlte förmlich, als sie mit beiden Händen nach denen Villani's griff und ausrief:

O, warten Sie. Jérôme, das ändert die Sache. Ob ich Ihnen Hedwig gebe! Mit der größten Freude! Sie wird also nicht hochmüthig auf mich herabsehen können! Und Sie wollen mir wirklich das Opfer bringen und sie heiraten; wie kann ich Ihnen das jemals danken!

Der Baron lachte laut. Mäßigen Sie Ihre Freude, der Ritterdienst ist vielleicht nicht so uneigennützig, als Sie glauben. Aber — ich müßte Ihnen das Kind bald rauben, denn ich begeben mich von hier nach

Sporbach, um dort den Sommer über zu bleiben. Die Vermählung würden wir auf dem Lande feiern, um sie einfacher zu machen, hier müßten wir alle Ihre Gönner einladen, gnädige Frau.

Madame Lora nickte.

Der Baron griff nach seinem Hut. Soweit wären wir also im Reinen, sagte er, nun bleibt nur noch eine Frage.

Die wäre?

Glauben Sie nicht, daß Fräulein Hedwig vielleicht an meinem Alter — oder vielmehr an meinem weißen Kopfe Anstoß nehmen wird?

Hedwig? Aber sie wird ja gar nicht gefragt! Ach, Baron, wie glücklich haben Sie mich gemacht! Er berührte ihre Hand mit seinen Lippen und sagte: Wann soll ich meine Werbung anbringen, theuerste Schwiegermutter?

Sie lachte über den Titel und erwiderte: Ehe es Sie reut!

Reuen? erwiderte er. Ich riskire ja nichts dabei. Also morgen?

Morgen!

### **Drittes Kapitel.**

#### ***Klosterleben.***

Das Kapuzinerkloster von Sporbach liegt außerhalb des Städtchens, von einem alten schattigen Garten umgeben, dessen weitgedehnte Wege und Rasenflächen sich unter mächtigen Kastanien- und Ahornwipfeln hinziehen. Unmittelbar an das Klostergebäude schließt sich der Blumengarten voll üppig wachsender Rosen, Heliotropen und Nelken und umgiebt das altersgraue Gebäude mit einer Fülle von Duft und Farbenpracht. Die Spaliere zwischen den untern Fenstern ziehen sich mit dichtem Aprikosen- und Pfirsichlaub über die ganze Fronte hin und verleihen ihr einen frischgrünen Schmuck, ohne welchen die hohe, kahle Wand traurig genug aussehen würde. Denn architektonisch Merkwürdiges ist an dem Kloster Nichts zu entdecken — die kleinen Zellenfenster liegen in drei Reihen ziemlich unsymmetrisch übereinander, und eine Menge von Schießscharten zwischen ihnen mahnen an die Zeiten, wo man den Mönchen noch mit derberen

Waffen zu Leibe rückte, als mit polemisirenden Zeitungsartikeln.

Um den innern Hof läuft ein offener Bogengang, gleichfalls düster und schmucklos anzusehen, aber doch da und dort von Grün umrankt, das sich freundlich um die Pfeiler und die daran hängenden altersschwarzen Bildnisse berühmter Päpste und Heiligen schlingt. Seitwärts an das weitläufige Kloster angelehnt steht die im Barockstil erbaute Kirche mit einer überladenen Front voll unruhig bewegter Heiligenstatuen, deren Nischen einem ganzen Taubenvolk zum Aufenthalt dienen. Trotz aller Unschönheit im Einzelnen aber wirkt der große, festungsartige Bau mit seinem Waldhintergrund doch stattlich genug in der weiten Landschaft, wenn die Abendsonne ihren warmen Schein darüber ausgießt und das goldene Kirchthurmkreuz wie eine Flamme ins Land hinaus leuchtet.

Feiertag war's, der Tag Portiunculä, ein großer Tag für den Orden des heiligen Franciscus. Die Landleute der Umgegend kamen in großen Scharen an, die Weiber in schwerer Tuchgewandung mit rothen Regenschirmen, die Männer in langen Röcken mit thalergroßen Knöpfen. Auch die Bewohner des kleinen Garnisonsnestes Sporbach zogen an diesem Tage das entferntere Kapuzinerkloster der

heimischen Domkirche vor. War doch an diesem einzigen Tage der schöne Garten dem allgemeinen Besuch geöffnet und konnte man sogar in die Gruft hinabsteigen, um den unverwes'ten Körper des seligen Abtes Julianus a Sancto Josepho zu besehen und zu berühren.

In aller Gottesfrühe, als noch Alles still war und die Pforten des Klosters und des Gartens noch fest verschlossen, zur Stunde, wo das Nachtdunkel mit dem ersten Morgengrauen kämpft, waren die Mönche schon zum Frühgottesdienste versammelt. Die Kirche widerhallte von den lauten, eintönigen Gebeten, im Seitenschiff gingen die Brüder zur Beichte.

Die Congregation des Klosters war nicht groß. Sie bestand aus dem Guardian und den Patres Julius, Benedictus, Clemens, Servatus und Makarius, sowie aus den Fratres Eustachius und Benno.

Der Guardian war ein guter alter Mann, dessen Hauptbeschäftigung und Interesse im Studium seiner Ordensgeschichte bestand. Er saß in jeder freien Stunde hinter mächtigen schweinsledernen Folianten und lebte mehr in fernen Zeiten, unter längstvergangenen Mönchsgeschlechtern, als in seiner nächsten Umgebung. Dabei war ihm aber doch ein gutes warmes Herz geblieben, voll Theilnahme für Jugendluft und Lebensfreude, wenn einmal

zufällig eine Ahnung davon in sein ernsthaftes Gelehrtenleben fiel. Er war ein echter Priester: sein eigenes Leben gehörte nur Gott, aber er sah mild auf Andere, deren Herz dem irdischen Glück und Besitz mehr nachtrachtete, als der himmlischen Seligkeit.

Von Pater Benedictus, dem Zweitältesten, ist nicht viel zu berichten. Sein schüchternes Lächeln sah stets wie eine Entschuldigung aus, daß er sich die Freiheit nehme, überhaupt da zu sein; er war still und verträglich im Kreis der Brüder, und wenn er, wie diese behaupteten, manchmal etwas benebelt zu Bette ging, so konnte man ihn deshalb doch keiner Unmäßigkeit beschuldigen. Die bescheidenste Liebhaberei für eine gute Flasche Wein steht manchmal mit der Fähigkeit, dieselbe zu vertragen, in einem betrübenden Contrast.

Das völlige Gegentheil des kleinen schwächtigen Paters Benedict war Pater Clemens, der wohlgenährte Küchenmeister. Sein stets rosiger Humor entsprang dem Bewußtsein untadelhafter Amtsführung, er blickte mit Stolz auf die Leistungen seines Departements und hatte auch in der That alle Ursache dazu. Pater Servatus hieß der Denker unter den Brüdern, obgleich Niemand so recht wußte, wie er zu diesem Titel gekommen war. Er sprach wenig und schnupfte viel, somit blieb es bis an sein Ende

ungewiß, ob er den Kampf gegen Satan mit dem Rüstzeug der Gedanken oder bloß mit seiner Birkendose und einem großen blaucarrirten Sacktuch ausfocht.

Was Pater Servatus im Schweigen des Guten zu viel that, das leistete Pater Makarius im Reden. Ohne das ältliche kleine Männchen und seine endlosen Klatschereien hätte es im Kloster kaum jemals Unfrieden gegeben. Auch so beschränkte sich derselbe, bei der verträglichen Gemüthsart der Andern, meistentheils auf seinen Urheber allein.

Als Letzter und Jüngster in der Reihe stand Pater Julius, ein stiller, schöner Jüngling von vierundzwanzig Jahren. Völlig weltabgewandt und voll Begeisterung, für seinen priesterlichen Beruf führte er ein vorzugsweise inneres Leben und hatte zu seinen Brüdern nicht mehr Beziehungen, als die Ordensregel unumgänglich nothwendig machte.

Frater Benno war Pförtner und Mesner, zugleich der Cicerone, welcher die Fremden »unter dem Jahre« in die Gruft geleitete; Frater Eustachius stellte gleichsam das grobe Geschirr des Klosters vor: er wusch die Geräthe, rieb den Fußboden der Zellen, besorgte die Thiere und war so zu sagen der Hausknecht.



Die ganze kleine Congregation hielt nun an diesem Frühmorgen ihren Feiertags-Anfang halb im Schlafe. Der Letzte unter den Beichtenden, während die übrigen bereits in den Chorstühlen ihre Abendmahlsgebete murmelten, war Vater Julius, der Jüngste. Im Beichtstuhle selber saß der Guardian, die Stola vor dem Mund, mit halbgeschlossenen Augen. Die Nachtwolken am Himmel draußen fingen schon an, sich gelblich zu färben, und ein leises Rauschen des Frühwindes, welcher der Morgenröthe vorausging, zog durch die Kastanienbäume vor den Kirchenfenstern.

Die Geistlichen beichteten lateinisch. Und der junge Vater mit dem goldblonden Haare und den rosigen Wangen, den schlanken Körper in die Nische des dunklen Beichtstuhles gelehnt, die Hände auf dem Brettchen vor sich gefaltet, die vollen Lippen an das hölzerne Gitter gedrückt, sagte halblaut mit jenem melodischen, andächtigen, halbsingenden Tone, in welchem reine Kinderherzen zu beichten pflegen: Vater, ich habe gesündigt. Ich bekenne, daß ich seit meiner letzten Beichte mit Gedanken und Worten gesündigt habe: gestern Abend, als ich mich niedergelegt hatte, las ich lange im Bremer, und froh meiner Aufmerksamkeit übermannte mich der Schlummer, was eine sträfliche Gleichgültigkeit

anzeigt. Dadurch versäumte ich auch das Nachtgebet. Als ich gegen Mitternacht aus meinem ersten Schläfe erwachte, lag das Brevier noch zwischen meinen Armen auf meiner Brust. Ich hätte jetzt weiterlesen sollen zur Buße, aber es ging nicht, ich sehnte mich zu sehr nach dem Schlummer. Ich betete aber mein Abendgebet zweimal. Gestern Vormittag sah ich einen kleinen Hund, der sich in den Klostergarten verirrt hatte. Ich war mit den Vigilien des ehrwürdigen Pater Kempnerus hinabgegangen, um die Stunde zwischen den Früh- und Mittagsexercitien zum Auswendiglernen der zwölften Vigil zu benutzen. Der kleine Hund war ein so liebes Thierchen; ich fing an, mit ihm zu spielen, und spielte die ganze Stunde lang mit ihm. Ich erschrak, als ich die Mittagsglocke hörte, daß ich mich mit so weltlichen Dingen beschäftigt hatte. Doch war es zu spät, den Fehler wieder gut zu machen. Dafür studirte ich Nachmittags die Schriften des ehrwürdigen Pater Kochem. Aber auch da widerfuhr mir eine Sünde. Ich sage widerfuhr, denn ich beabsichtigte sie nicht. Bei der Schilderung der Hölle geschah es mir, daß — daß ich dachte, die Sache sei vielleicht doch . . . anders. Ich bekenne mich also schuldig der Sünde der Lauheit in Ordenssachen, der sträflichen Gleichgültigkeit gegen Gott und der fürchterlichen

Sünde des Unglaubens. Diese Sünden thun mir herzlich leid, ich nehme mir ernstlich vor, sie nie mehr zu begehen und ich bitte Euch, hochwürdigster Vater, um Eure priesterliche Lossprechung.

So sprach der junge Priester leise, zerknirscht, und senkte sein Haupt in dem Dunkel des Beichtstuhles. Der ehrwürdige Guardian öffnete die Augen, hüstelte hinter seiner Stola und lächelte. Es that seinem guten Herzen wohl, die Worte einer so reinen Jünglingsseele zu vernehmen, und er erfrischte sich an dem Hauch dieser gläubigen, unentweihten Tugend. Er liebte seinen jüngsten Pater mit der väterlichen Zärtlichkeit eines Priesters, der unter seinen Augen einen künftigen Heiligen aufwachsen sieht. Nach kurzem Schweigen sagte er in väterlichem Flüstertone und in dem seltsamen Latein der besten Mönchsschriften zurück: Mein Sohn, diese Sünden sind wohl groß, sobald sie aus Mißachtung des Göttlichen und mit Absicht begangen werden. So aber wie du sie schilderst, sind es vielmehr kleine Schwächen, ohne welche der Mensch bloß eine Maschine wäre. Deine Schwächen sind dir daher vergeben. Und wenn du das Vigilienbrevier am Abend liesest, so wird das besser sein, als wenn du damit gegen den Schlaf ankämpfest und nur mit den Lippen betest. Ich absolvire dich, geh hin in Frieden.

Der junge Pater erhob sich, küßte die Hand des guten Guardians und schritt dann durch das Kirchenschiff zu den Chorstühlen, um sich dort dem monotonen Gebete seiner Brüder anzuschließen. Vor einem Marienbilde an der Mittelsäule, zu dem er eine besondere Verehrung hatte, blieb er stehen und betete einige Augenblicke lang. Aus den licht gewordenen Morgenwolken strömte ein rosiger Schein in die vorher so düstere Kirche, und in diesem überirdisch leuchtenden Morgenroth stand hochaufgerichtet mit großen glänzenden Augen der junge Mönch, wie Einer, der nur für Andere zu Gott sieht, nicht für sich selbst.

Der Guardian sah ihn beim Verlassen des Beichtstuhls selig an: Er wird ein Licht unseres Ordens werden, murmelte er für sich. Ein Stern unserer Gesellschaft, ein Heiliger! Wie fest er glaubt, wie rückhaltslos er den Himmel liebt! Kein Weltgedanke wirft einen Schatten in diese fromme Seele, in dieses keusche, reine, unberührbare Herz, welches nur seinem hohen Priesterstande lebt! Gott segne ihn! Er ist der Reformator unseres Ordens, den wir brauchen in dieser Zeit der Verfolgung.

So sprach der Guardian und bewegte dabei leise die Lippen, daß Alle glaubten, er bete. Dann empfingen die Brüder die Communion.

Die Morgenröthe draußen war in Ströme des glänzendsten und blendendsten Lichtes übergegangen: die Sonne stand am Rande des Horizonts. Und einen Heiligenschein webte sie um den letzten Priester, welcher das süße Mysterium am Altare beging, um den Pater Julius, diese »Lilie unter den Menschen«.

\* \* \*

Dann wurden die Pforten von Kirche und Garten geöffnet, und die Welt konnte für einen Tag ihren Einzug in das feiertäglich geschmückte Gotteshaus des stillen Convents halten. Sämmtliche Altarbilder und Heiligenfiguren waren mit Kränzen geschmückt, alle Fenster blank gewaschen und die rostigen Angeln der Grufthüre frisch geölt. Breite Sonnenstrahlen legten sich quer durch das Kirchenschiff, und in ihrem Lichte glänzten all die goldenen Schnörkel der Altäre und die brokatenen Heiligengewänder in feierlicher Stille.

Nach und nach fanden sich indessen auch die Leute ein, aus den Dörfern und aus der Stadt, Jeder in seiner Weise. Die Meisten aus Neugierde, um das stets geschlossene Kloster zu besichtigen. Viele des Feiertags wegen, und Einige, weil mit der Beichte

des heutigen Tages ein hunderttägiger Ablaß verbunden war.

Drum saßen auch in drei Beichtstühlen Patres, welche einen großen Zuspruch hatten. Gegen neun Uhr Vormittags fuhr ein Herrschaftswagen an der Klosterkirche vor, und heraus stieg der Herr des benachbarten Schloßchens Sporbach, Baron Villani, mit seiner jungen Braut, Fräulein Hedwig Gallina. Sie sollten morgen in dieser Kirche in aller Einfachheit getraut werden und mußten darum heute beichten. Der Kutscher führte die elegante Equipage um die Kirche herum, ein Diener blieb in der Vorhalle mit den Shawls, und ein zweiter trug das Gebetbuch der jungen Dame bis in die Kirche nach.

Sie waren angemeldet und wendeten sich deshalb gleich dem Beichtstuhle des Pater Guardians zu, welcher sie auch so bald als thunlich vornahm.

In der Kirche hört die Galanterie den Damen gegenüber auf, und Baron Villani kam deshalb zuerst an die Reihe. Man sah der Art, wie er sich lässig gegen das Gitter neigte, an, daß diese Handlung für ihn eine reine Formalität war. Ich bin hier, weil ich morgen vermählt werde, Hochwürden. Ich hoffe, Sie erlassen mir das Aufzählen von Sünden. So sagte er leise. Der Guardian, die Stola vor dem Munde, erwiderte ebenso leise:

Mein Sohn, Sie sollten sich zu einer so wichtigen Handlung demüthiger, christlicher vorbereiten. Indessen — sagen Sie mir, bereuen Sie alle Ihre Sünden herzlich?

Die, mit denen ich einem Nebenmenschen Schaden gethan habe, ja! sagte der Baron ernst und neigte erst sein Haupt, als sich die Hand des guten Guardians zur Absolution erhob.

Dann folgte seine Braut, das junge, siebzehnjährige Mädchen. Ihre Wangen glühten, und sie zitterte so heftig, daß sie sich gleichsam an ihr Gebetbuch anklammern mußte, denn die Beichte war ihr eine hochwichtige Gewissenssache, und die heutige mehr als jemals eine frühere. In ihrem aufgeschlagenen Gebetbuch befanden sich auf einem langen Zettel alle Sünden aufgeschrieben, die sie sich überhaupt andichten konnte. Und sie neigte sich demüthig, sprach die allgemeine Beichtformel mit etwas zitternder Stimme und fuhr dann fort: Ich habe gelogen, ich habe mein Morgengebet vergessen, ich habe in der Kirche an weltliche Dinge gedacht, ich habe aus Vergeßlichkeit die Fasten nicht gehalten, ich habe heilige Namen unnütz ausgesprochen, ich habe am Feiertage Arbeit gethan, ich war meinen weltlichen Vorgesetzten ungehorsam, ich habe Zorn

empfunden. Diese Sünden thun mir von Herzen leid, um so mehr, als ich jetzt Braut bin, Hochwürden.

Wieder lächelte der gute Guardian, wie er bei der Beichte seines Pater Julius gelächelt hatte. Nun, nun, sagte er, mein liebes Kind. Sünde ist Sünde, aber wenn nur keine schlimme Absicht damit verbunden war, so ist's ja nicht so arg. Sie waren Ihren weltlichen Vorgesetzten ungehorsam: welche Vorgesetzte sind das?

Meine Mutter, Hochwürden.

O, o, einer Mutter ungehorsam sein!

Meiner — Stiefmutter, Hochwürden. Sie sagte nämlich, ich müsse glücklich sein, daß ich heirate, und . . . ich bin nicht glücklich.

Der Guardian nickte und räusperte sich. Nun, nun, meine Tochter — sagte er in einem Tone, als sei es wirklich ein Vater, der da spräche — trösten Sie sich nur; Sie sind ein gutes Kind und werden sicher mit dem Gatten glücklich sein, den Ihre Mutter für Sie gewählt hat. Denn — nicht wahr, Sie lieben auf der ganzen Welt keinen Menschen mehr als die andern?

Gott bewahre! sagte die junge Braut eifrig. Nein, gewiß nicht.

So segne Sie Gott, und gehen Sie hin in Frieden, mein Kind. Ihre Sünden sind verziehen.



Als der Pater Guardian den Beichtstuhl verließ, ertönte die Orgel, und der Weihrauch durchzog in bläulichen Wölkchen die feiertägliche Kirche. Aller Augen wandten sich aufmerksam der Kanzel zu, von welcher nun gepredigt werden sollte. Baron Villani mit seiner jugendlichen Braut saßen in dem separirten Betstuhle, welcher dem Schlößchen Sporbach erblich gehörte und der Kanzel gegenüber lag. Es wurde still in der weiten Halle; auf dem Fußboden zitterten die bunten Lichter der gemalten Kirchenfenster; der Weihrauch lag in einer leichten Wolke unbeweglich über der hellvergoldeten Kanzel. Und in diesem Rahmen von Gold, Licht und Wolken erschien jetzt ein junger Priester, Pater Julius, kniete nieder, erhob sich wieder und begann zu reden. Hedwig Gallina sah sein goldschimmerndes, reiches Haar, die großen Augen und die edel geschnittenen Züge des Angesichts, das sich aus der schweren Goldpracht der Kanzel herabneigte, sah ihn die weiße Hand erheben und wie segnend über die Andächtigen ausstrecken, dann schloß sie die Augen und neigte ihr Gesicht über das Gebetbuch, um besser zu hören. Ein Gefühl von niegekannter seliger Andacht zog in ihr Herz. Gott kam ihr so gut, die Welt so schön und ein Priester so allmächtig vor.

Er sprach von dem heutigen Feiertage und von dem Stifter seines Ordens, dem der Erlöser in der Gestalt eines Seraphs seine heiligen Wundenmale eingepägt hatte. Dann kam er auf die Beichtenden dieses Tages zu sprechen und sagte:

Wer an einem Tage, wo man die leibhaftige Gegenwart des Schöpfers auf dieser Erde fühlt, das Abendmahl genießt, der genießt es doppelt: der fromme Glaube wird da zur Gewißheit erhoben; es ist wirklich das *Brod der Engel*, welches ich empfangen! Das Brod des Lebens, welches mich bessert, welches mein ganzes Leben zurückkauft, welches mir ein neues, strahlendes, glückliches, weil beglückendes Leben eröffnet, ein Leben mit schrankenloser Hingabe an das Schöne und Gute! Selig, wer das Brod der Engel mit Würdigkeit genießt. Amen!

Indem er diese letzten Worte sprach, folgten seine Augen dem Sonnenstrahle des Kirchenfensters, der nach der Bewegung der ziehenden Wolken eine andere Richtung nahm, und erblickte in demselben einen strahlenden, blondgelockten Engelskopf, der mit großen, gläubigen, verzückten Augen zu ihm aufstarrte. Ein plötzlicher Schwindel faßte ihn an — es schien ihm mit einem Male, als habe er leere Worte geredet und als offenbare sich ihm dort, mitten

unter seinen Zuhörern, eine neue ungekannte Religion, die Religion der Schönheit.

Die silbernen Glöcklein, welche das Hochamt ankündigten, erklangen hell durch die Kirche. Sie erklangen in dem Augenblicke, wo zwei junge unschuldige Herzen einander ersahen und mit athemlosem Erstaunen erkannten, daß es Etwas giebt, was dem trunkenen Herzen auf Erden schöner, größer und näher erscheint, als selbst der allmächtige Gott, dem ihre Gefühle bisher allein geweiht waren.

Und wie das Glöcklein des Ministranten zum Schlusse der heiligen Handlung abermals ertönte und das Brod der Engel an die Gläubigen vertheilt wurde, da erklangen in zwei Herzen die letzten Worte der Predigt des jungen Priesters wieder: die Braut dachte zitternd an das verheißene Leben »*voll Hingabe an das Schöne und Gute!*« Und der weißhaarige Lebemann an ihrer Seite gedachte der anderen Worte: »Das Brod, welches mich bessert, welches mein ganzes Leben zurückkauft.« Nur der junge Priester Julius, dessen Hände dieses Brod aus dem Kelche reichten, dachte nichts. Er fürchtete sich, zu denken. Er murmelte die Segensformel und blickte dabei in das Antlitz des Mädchens, das mit so athemloser, gläubiger Seligkeit aus seiner Hand das geheimnißvolle Pfand der himmlischen Gnade

empfang. Er dachte nichts, er sah nur tief in diese gläubigen Mädchenaugen, die sich langsam unter den langen Wimpern senkten, und in seinem Herzen mahnte ein halbvergessenes Gebot wie eine Drohung: Du sollst keine andern Götter haben neben mir.

## **Viertes Kapitel.**

### ***Drohende Schatten.***

An demselben Abende gab es bei Frau von Gallina noch große Toilettevorbereitungen für den morgenden Tag. Hedwig mußte ihre Brauttoilette zwischen drei großen Spiegeln anprobieren und sah dabei nach der Versicherung ihrer Stiefmutter und deren Cousine, Gräfin Gruda Sczalenska, des Stubenmädchens Wiki und der beiden Näherinnen wirklich wie ein Engel aus. Die junge Braut selbst betrachtete das schwere lange Schleppkleid mit geheimer Angst, sie kam sich in dem Schleier und Myrthenkranz wie verwandelt vor und fühlte jetzt, so nahe dem verhängnißvollen Tag, erst recht, wie schwer ihr dieser Schritt überhaupt wurde. Als gegen Abend Baron Villani kam, faßte sie sich gewaltsam und ging ihm freundlich entgegen. Er befand sich offenbar in erregter und glücklicher Stimmung, denn seine Augen glänzten, als er Hedwig's Hand und Stirne küßte und ihr dann ein elegantes Kästchen überreichte, aus dessen dunkelm Sammtfutter eine Reihe von kostbaren Brillanten ihr entgegen blitzte.

Madame Lora war vor Erstaunen sprachlos, sie warf ihm einen fragenden Blick zu, welchen er mit kaum sichtbarem Achselzucken und einem diplomatischen Lächeln beantwortete, aus dem sie nicht klug werden konnte. Aber so viel stand fest: bezahlt konnten die Brillanten nicht sein; wie in aller Welt fing es dieser Villani an, solchen Credit zu haben?

Hedwig hielt mittlerweile das geöffnete Kästchen in der Hand und sah theilnahmslos auf das kalte Gefunkel, das ihr eher Angst als Freude erregte. Auch als ihre schöne Mama, die eine solche Unempfindlichkeit gegen Brillanten für unmöglich hielt, sich daran machte, ihr rasch das glänzende Geschmeide an Hals und Ohren zu befestigen, blieb sie mit niedergeschlagenen Augen stehen, und es zuckte bei den lauten Bewunderungsausrufen der beiden Frauen schmerzlich um ihre festgeschlossenen Lippen. Mit einem Gefühl der Erleichterung legte sie endlich die schweren Steine wieder ab und drückte das Kästchen zu.

Es kam an diesem Abende keine Gesellschaft, aber man wollte »Etwas thun«, da doch an einen Polterabend, wie er sonst in einer glücklichen Familie gefeiert wird, nicht zu denken war. Gräfin Gruda wollte durchaus in den Cirkus gehen. Baron Villani hatte deshalb, obwohl widerstrebend, eine Loge

gebracht. Man begab sich also dahin. Gräfin Gruda Sczalenska, eine große, starke Frau, welche durch sehr auffallende Toilette die schon längst entschwundene Jugend zu ersehen suchte, hatte auch die jugendliche Liebhaberei für schöne Pferde und Reiter beibehalten und schwärmte deshalb für den Cirkus. Madame Gallina war an diesem Abende lauter und lustiger als je, eine wirkliche Seligkeit strahlte aus ihrem reizenden Gesicht, und sie liebte ihre Stieftochter fast zärtlich. Sollte sie ja doch nun für immer von ihr erlös't werden und künftig nach Belieben ihr freies Abenteurerleben weiterführen, während Hedwig sehen mochte, wie sie sich in der philosophischen Armseligkeit von Sporbach zurecht fand. Dieser Gedanke war der schönen Frau stets von Neuem gerade so entzückend, als es die Theilnahme an fremdem Glück für edle Naturen ist.

Hedwig saß still in sich gekehrt. Sie fühlte sich einsam im innersten Herzen mitten in der glänzenden Versammlung, einsam neben den beiden Menschen, welche ihre Mutter und ihr künftiger Gatte hießen. Einen raschen Blick warf sie auf den Mann an ihrer Seite. Er hatte sich zurückgelehnt, das schöne undurchdringliche Gesicht ruhig gerade aus gerichtet, als sehe er nichts von Allem, was um ihn vorging.

Und dieser fremde Mann war morgen ihr Herr und Gebieter!

Eine plötzliche rauschende Bewegung im Cirkus riß sie aus ihren Gedanken: Fräulein Rossy, die gefeiertste Künstlerin der Gesellschaft, ritt soeben auf einem wunderbar schönen Pferd in die Bahn. Aller Augen richteten sich auf die vornehme Gestalt im langen Sammtkleid, die so sicher und leicht im Sattel saß und dem allgemeinen Beifallssturm mit kaum sichtbarer stolzer Neigung des schönen Hauptes dankte, während ihre Blicke wie suchend über die Zuschauer hinstreiften. Plötzlich schien sie gefunden zu haben, denn während sie zum Tact der rauschenden Musik ihr Pferd dressirte und lenkte, während sie dasselbe Polka's und Walzer tanzen ließ, hielt sie ihr dunkles Auge stets auf die Loge Villani's gerichtet. Wenn man ihr applaudirte, verbeugte sie sich nach dorthin, wenn sie ihr Pferd einen Kniefall machen ließ, war es in dieser Richtung. Frau von Gallina und Gräfin Sczalenska achteten nicht darauf —, sie hatten Beide zu viel im Zuschauerraum herumzusehen. Auch Baron Villani schien für nichts Augen zu haben als für seine Braut — in einer unaufdringlichen, väterlichen Weise. Nur Hedwig Gallina fühlte diesen stechenden, beharrlichen Blick wie eine Verfolgung. Die Musik spielte falsche



Polka's, die Clowns überboten sich an Purzelbäumen, und während Fräulein Rossy ihre letzte Tour um die Manege machte, bat Hedwig Gallina ihren Bräutigam: Bitte, gehen wir nach Hause, Baron Villani — ich — ich bin so müde heute.

Und man verließ den Cirkus, eben als Fräulein Rossy ihr schlankes Araber-Vollblut die kühnsten Sprünge machen ließ. Der Baron half den Damen galant in den Wagen und verabschiedete sich schon jetzt mit der Entschuldigung, daß er noch einige Freunde im Club aufsuchen wolle.

Wie die Schulreiterin in den Ställen angekommen war, ein ungeheures Cameliensbouquet in der Hand, das ihr ein Verehrer geworfen hatte, fragte sie einen hübschen jungen Mann in eleganter Saisonkleidung, der an die Stallthüre gelehnt stand: Sie, Groß, das ist also seine Braut? Und Sie garantiren mir, daß ich sie heute noch sprechen kann?

Der junge Mann verneigte sich leicht: Sicher! Ich bin der Kammerdiener des Herrn Baron Villani und kann der gnädigen Gräfin durch das Stubenmädchen des Fräuleins von Gallina heute noch Eintritt in ihre Gemächer verschaffen.

Fräulein Rossy nickte, indem sie ihr Näschen in das Cameliensbouquet steckte; dann entfernte sie sich in ihre Garderobe. Fräulein Rossy war der Stern der

Saison. Sie war nicht mehr allzu jung, aber immer noch blendend schön. Es war bekannt, daß sie eine Gräfin Rossy sei, die das Gewerbe der Reiterin nur aus Passion treibe. Man versicherte, sie habe ein großes Vermögen von einem gräflichen Vetter geerbt, der in sie schwärmerisch verliebt gewesen war und ihr seinen Reichthum nur unter der Bedingung hinterlassen hatte, daß sie sich nie vermähle.

So kam es, daß die Gräfin Rossy eine Cirkusberühmtheit wurde, wenn auch ohne Gage. Bei ihrer bekannten Freigebigkeit war es denn auch kein Wunder, daß sie an jenem Abend den Eintritt in das Haus der Frau von Gallina fand, in welchem Hedwig ihrem Hochzeitstage entgegenträumte. Die Gräfin Sczalenska und Madame Gallina hatten sich in ihre Zimmer zurückgezogen, und so war Hedwig endlich mit ihren Gedanken allein geblieben. Sie ließ sich von dem Stubenmädchen das Haar lösen und vertauschte die Gesellschaftstoilette mit einem leichten weißen Sommerschlafröcke. Dann rückte sie einen Sessel vor ihren kleinen Schreibtisch und öffnete ein Schubfach voll Briefe, Bildchen und Hefte — lauter Erinnerungen an die friedlichen Klosterzeiten, wo sie sorglos und jugendfroh ihre Tage im Kreis der Gespielinnen verlebt hatte. Hier die kindischen Stammbuchverschen — sie beugte

sich lächelnd darüber —, wie manches luftige Mädchengesicht tauchte aus den schlechtgeschriebenen Versen empor! Dann welke Blumen als Andenken an die seltenen Landpartieen, zu welchen man sich dann und wann nach langer Überlegung entschlossen hatte, und zuletzt ihre theuersten Schätze, kleine Heiligenbilder mit der eigenhändigen Unterschrift ihrer verehrten Lehrerinnen. Wie gut waren sie alle gewesen: die sanfte Scholastika, die frohe Cornelia, die freundliche Clara! . . . Alle diese Erinnerungen schienen ein so greller Widerspruch gegen ihren heutigen Stand: sie war Braut — Braut eines reichen, hohen, eleganten Mannes! Aber die Zukunft an seiner Seite war ihr so unbekannt, so fragwürdig. Wie ein Abgrund wollte es sich dehnen zwischen ihr und der Welt, in welcher sie bisher geathmet hatte. Sie sollte eine Gattin werden! Es war ihr, als strecke sich eine fremde Hand nach all ihren kleinen Reliquien aus, um sie mit Einem Griff mitleidslos zu vernichten.

In diesem Augenblicke öffnete sich geräuschlos die Portiere des Zimmers, und das Stubenmädchen streckte ihren mit einem weißen Häubchen geschmückten niedlichen Kopf herein. O, gnädiges Fräulein, erschrecken Sie nicht! rief sie halblaut, in sehr demüthigem Ton.

Was giebt's? fragte Hedwig.

Es — es ist nur — der Bediente des Herrn Barons ist da . . ., sagte Hasza.

Hedwig erhob sich und warf rasch einen leichten Shawl über ihren Schlafrock. Was will der Herr Baron? fragte sie. Lassen Sie den Diener herein. Damit machte sie einen Schritt nach der Thüre.

Es ist nur . . . daß . . . daß . . .

Nun?

Daß es eigentlich nicht der Herr Baron ist, welchen Herr Groß meldet, sondern eine . . . eine Dame.

Hedwig's Erstaunen wuchs. Aber noch ehe sie antworten konnte, stand eine hohe Frauengestalt in der geöffneten Thüre.

Sie war groß und schlank, ein dunkles Reitkleid fiel in schweren Falten um sie, ihre Hand hielt einen kleinen koketten Cylinder, von welchem ein seiner Schleier herabhing. Das Gesicht der Dame mußte einst wunderbar schön gewesen sein; jetzt war es welk, gelblich-brünett, scharf.

Oh . . . Sie verzeihen, mein Fräulein! sagte die seltsame späte Besucherin in höflichem Tone. Sie kennen mich nicht und würden mich auf den bloßen Klang meines Namens wohl kaum eingelassen haben — so bin ich gezwungen, mich fast einzudrängen.

Und wer — zwingt Sie? fragte das junge Mädchen athemlos.

Die Nothwendigkeit, mit Ihnen zu sprechen, sagte die Dame.

Und diese Nothwendigkeit hätte sich nicht bis morgen verschieben lassen? fuhr Hedwig fort, indem sie die größte Anstrengung machte, gefaßt auszusehen. Es ist spät, Madame . . .

Noch nicht zu spät für *das*, was ich Ihnen zu sagen habe, erwiderte die Unbekannte mit gedämpfter Stimme, indem sie hastig einen Schritt gegen Hedwig machte. Und verschieben läßt sich's nie, was man einer Braut *vor* der Hochzeit zu sagen hat. Dabei legte sie den Hut auf den nächsten Sessel, strich sich das dunkle Haar aus der Stirne und trat noch näher auf das junge Mädchen zu. Sie sah aufgeregt aus, die großen Augen funkelten unheimlich aus dem blassen Gesicht, und um ihren Mund lag ein harter, unbarmherziger Zug. Hedwig's Erstaunen verwandelte sich jetzt in eine Art von scheuer Entrüstung über das rücksichtslose Eindringen der Fremden. Sie bot ihr keinen Sitz. Es war dieß auch überflüssig, denn die Dame hatte sich schon mit beiden verschränkten Armen auf die Lehne des nächsten Fauteuils gelegt und fuhr zu sprechen fort, indem sie das junge Mädchen unverwandt mit den

Augen fixirte: Sie werden mich fragen, was ich hier wolle und wer ich sei? Sie kennen mich vermuthlich nicht, Fräulein Gallina?

Hedwig's Herz empörte sich jetzt, ohne zu wissen warum, und sie sagte hochmüthig: Oh, doch, Madame, ich glaube, Sie zu erkennen, da ich Sie erst vor einer Viertelstunde von meiner Loge aus sah und auf dem Zettel Ihren Namen las: Sie sind eine Kunstreiterin aus dem Cirkus Piniselli.

Der Zug um den Mund der brünetten Dame wurde schärfer, ihre großen Augen blinzelten plötzlich sehr klein und sie sagte, sich etwas vorbeugend: Kunstreiterin? Nicht so ganz. Ich reite aus Passion. Ich bin die Gräfin Szarolta Rossy, Fräulein Gallina.

Hedwig neigte ihr Haupt ein wenig. Und was verschafft mir die Ehre des Besuches der Frau Gräfin Szarolta Rossy zu so ungewohnter Stunde? sagte sie leise und förmlich.

Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, rief die brünette Dame. Ich komme, weil ich Ihnen Wichtiges zu sagen habe, weil Sie Braut sind und weil ich Sie warnen — weil ich Sie retten will!

Dabei lös'ten sich ihre verschlungenen Arme, sie trat mit einem raschen Schritte ganz dicht an Hedwig heran und faßte deren Hand. Hedwig bemerkte jetzt erst, daß ihre Zofe das Zimmer verlassen habe, daß

sie mit der Fremden allein sei, und eine jähe Furcht überkam sie. Sie wollte nach dem Mädchen klingeln, aber die Reiterin vertrat ihr gleichsam den Weg und sagte mit ihrer tiefen, gebietenden Stimme: Bitte, Fräulein, bleiben Sie. Sie sollten mir danken, denn ich meine es gut mit Ihnen. Glauben Sie mir, ich komme *Ihretwegen*! Sie sind jung — ich möchte Sie vor Unglück bewahren.

Es lag etwas so Gönnerhaftes und Zudringlich-Hoffärtiges, etwas so allem gesellschaftlichen Herkommen Entgegengesetztes in diesen Worten, in der Art und Weise, wie die fremde Abenteurerin von diesem Zimmer und der jungen Dame ohne Weiteres Besitz ergriff, daß Hedwig sich plötzlich wiederfand. Sie entzog ihre Hand dem Griffe der Fremden und sagte, indem sie einige Schritte zurücktrat, mit einem festen und stolzen Blick, den man dem schüchternen Mädchen nicht zugetraut hätte: Wollen Sie mir nicht gefälligst sagen, was mich zum Gegenstand Ihres Mitleids macht, Frau Gräfin Rossy?

Oho! — erwiderte die Reiterin und lachte seltsam auf. So stolz? Nun, Sie verdienen wahrhaftig, daß ich Sie Ihren Weg gehen ließe! — Aber nein. Ich bin heute eben in der gutmüthigen Laune. Armes Kind, Sie wollen den Baron Jérôme Villani heiraten! O, er ist ein stattlicher Herr, das ist wahr, aber Sie sind so

jung und unschuldig . . . Glauben sie mir, ich rathe Ihnen gut: verschließen Sie Ihre Thüre morgen lieber doppelt, oder laufen Sie, soweit der Himmel blau ist, ehe Sie sich an diesen todten Mann ketten.

Sie, mit Ihrem jungen Leben, Sie wollen ja doch glücklich sein, geliebt werden, glücklich machen? Und er kann Nichts mehr lieben. Sie werden sich in den Armen, an dem Herzen eines Menschen finden, dessen Arme keine Zärtlichkeit haben, dessen Herz todt und gefühllos geworden ist. Sie werden die Sehnsucht nach dem fühlen, was Sie als Ihr Recht erkannt haben werden: nach freundlichen Worten, nach süßen, kindischen Thorheiten, nach der getheilten und daher verdoppelten Freude am Leben. Und statt dessen wird ein finsterer, kalter, vorzeitig alter Mann an Ihrer Seite weilen, dem Ihre Lebensfrische lästig fallen wird. Er wird zuerst unwirsch sein, dann streng, zuletzt vielleicht eifersüchtig. Und das wird ein ganzes Leben hindurch dauern, und Sie sind noch so jung . . .! Man verräth Sie, man verkauft Sie. Niemand meint es gut mit Ihnen. Sagen Sie morgen noch »Nein!« — Wollen Sie? Versprechen Sie mir's!

Und die Reiterin streckte ihre Hand gegen das junge Mädchen aus. Hedwig fühlte ihr Inneres voll namenloser Angst und Bitterkeit. Aber sie weinte



nicht, sie wies nur zitternd nach der Thüre. Gehen Sie, sagte sie mit bebender Stimme. Ich bitte, verlassen Sie mich, mir — mir ist nicht wohl . . .

Ein wilder Blich zuckte aus den Augen der Reiterin. Ah! murmelte sie. — Sie weisen mich zurück? Sehen Sie denn nicht ein, daß Sie mir gehorchen müssen? Daß ich ein *Recht* habe auf Ihren Bräutigam? Daß ich ihn liebe? Was wollen Sie mit seinem kalten Herzen? An meinem ebenso müden, verzweifelten, da ist sein Platz. Sie spielen die Stolze, die Reine und nehmen mir doch den einzigen Mann, der mir die Seele ausfüllt mit seiner Kälte, seiner Grausamkeit, seiner Herzlosigkeit? Aber was mir von ihm wohlthut, wird *Ihnen* ja zur Pein werden! Fürchten Sie sich denn nicht vor ihm? Er heiratet Sie nicht einmal aus eigenem Antrieb, sondern auf Befehl Ihrer Stiefmutter, die seine neueste Flamme ist!

Hedwig griff jetzt nach der Klingel und schellte.

Ah! rief die Reiterin wild. Sie trotzt mir, die Unglückliche, und ich meinte es gut mit ihr! Sie fürchten sich also auch nicht vor *mir*? — Einen Augenblick lang stand sie beängstigend nahe neben dem jungen Mädchen, ihr Auge glühte, ihre Lippen zuckten. Aber plötzlich erloschen die stechenden Blicke, und die Aufregung in ihren Zügen machte

einem Ausdruck von Müdigkeit Platz. Ah bah! sagte sie und wandte sich um. Lohnt sich's der Mühe? — Rasch ergriff sie ihren Hut, und in der nächsten Minute schon war Hedwig wieder allein im Zimmer. Sie fragte sich, ob nicht das Ganze ein Traum gewesen sei; aber nein, man hörte deutlich, wie sich die Thüre des Vorzimmers öffnete und wieder schloß, und jetzt wurden in diesem Vorzimmer zwei Stimmen laut. Dann hob sich die Portiere ihres Schlafzimmers, und Hasza steckte ihren Kopf herein.

Gott sei Dank, daß sie fort ist, gnädiges Fräulein! — sagte die Zofe mit falschem Augenverdrehen. Dabei hielt sie die Portiere offen, hinter welcher der würdige Herr Groß in respectvoller Haltung sichtbar wurde. Hedwig war jetzt wieder ganz sie selber. Und wie kommt es, daß sie überhaupt bis hierher zu mir dringen konnte? sagte sie mit strengem Ton. Wie kommt es, Hasza, daß Sie um diese Stunde Besuche einlassen?

Sie — sie sagte, sie sei eine Gräfin — jammerte Hasza süßlich. Und sie habe mit dem gnädigen Fräulein so wichtig zu reden, und da — da dachte ich . . . Und weil doch Herr Groß mit ihr gekommen ist . . .

So! — sagte Hedwig mit einem Blicke auf Herrn Groß, den Kammerdiener, der sich hinter Hasza

verneigte. Also Herr Groß geleitete diese Dame hieher?

Herr Groß trat nicht ein, er hielt sich bescheiden hinter Hasza im Vorzimmer und sprach nur durch die Portiere. Ich — ich bitte um Verzeihung, sagte er mit einem kühnen Versuch, die Haltung seines Herrn nachzuahmen. Aber Madame, die Gräfin Rossy ist eine Freundin des Herrn Barons. Eine sehr reiche und sehr freigebige Dame, trotz ihrer Laune, im Cirkus zu reiten. Und ich konnte ihr nicht gut abschlagen, sie zu begleiten, denn ich habe ein dankbares Gemüth. Und dann sagte sie, sie wolle dem gnädigen Fräulein etwas sehr Wichtiges mittheilen. Und da sie meinen gnädigen Herrn gut kennt, so glaubte ich, mir vielleicht den Dank des gnädigen Fräuleins zu verdienen . . . Ich sehe aber, die Frau Gräfin hat Unangenehmes, gesagt. Ich bitte das gnädige Fräulein, mir zu verzeihen . . . und sich nicht zu grämen über die Frau Gräfin. Es wird ja wohl heute der letzte Abend sein, den der Herr Baron bei der Frau Gräfin zubringt.

Der Baron, sagen Sie? Heute Abend? stieß Hedwig athemlos hervor.

Gewiß, gnädiges Fräulein. Er fuhr vom Cirkus in ihre Wohnung, wie gewöhnlich. Der Herr Baron

werden ärgerlich sein, heute so lange auf sie warten zu müssen.

Hedwig fand kein Wort der Erwiderung mehr. Stumm und unbeweglich wie eine Bildsäule stand sie da. Der Ekel überkam sie vor dem Abgrund von Gemeinheit, der sich hier aufthat. Es ist gut, sagte sie kurz und wandte sich um. Sie können gehen!

Und allein geblieben, ließ sie ihr junges Haupt auf die verschlungenen Arme sinken, und heiße, bittere Thränen entströmten ihren Augen. Das also war ihre Zukunft! Hülflos gekettet an einen ungeliebten, herzlosen und grausamen Mann, der von morgen an ihr unumschränkter Gebieter war!

Eine qualvolle Angst schnürte ihr das Herz zusammen, sie wandte die thränennassen Augen nach Oben und bat Gott in stummem Flehen erst um Rettung und Trost, dann um Kraft, ihr Schicksal gelassen zu tragen. Aber nach jedem Versuch der Fassung kehrte die Erinnerung wieder an das schreckliche Weib, das sich selbst seine Geliebte genannt hatte, von langjährigem Vertrautsein sprach — und bei welcher er den Abend vor seiner Hochzeit zubrachte! Die Bedienten wußten dies und wagten, es ihr zu sagen! Noch mehr: Sie dachten, die Braut eines Mannes wie Baron Villani könne wohl die

Warnungen und Rathschläge eines Weibes wie die Reiterin Rossy benöthigen.

Es war ihr, als sinke sie langsam in einen tiefen Sumpf, aus dem es keinen Ausweg gebe, und sie schauerte in der innersten Seele. Und kein Mensch auf der weiten Erde, dem sie ihre Noth klagen konnte! Sobald sie das Weib dieses kalten alten Mannes war, durfte sie an Niemanden mehr appelliren, als an ihn. Ach, sie hatte ja auch jetzt Niemanden als ihre Stiefmutter — ihre Stiefmütter, die sie an diesen Mann verschacherte! Ihre Thränen strömten von Neuem, das Gefühl ihrer gänzlichen Verlassenheit kam riesengroß über sie; wie gerne wäre sie aus dieser fremden, trostlosen Welt in die ewige Heimat geflüchtet! Sie suchte endlich ihr Lager und wachte in schweren Gedanken ihrem Hochzeitsmorgen entgegen.



Herr Groß, der Kammerdiener, sagte unterdessen im Vorzimmer zur Zofe Hasza, während er eine Flasche Malaga, die sie beim Souper escamotirt hatte, einschob: So, Hasza, geht's gut. Wir haben von morgen an gleiche Interessen: ich als Kammerdiener, Sie als Jungfer. Wir müssen ein Liebespaar werden

und zusammenhalten. Heute haben wir den Anfang gemacht; die Fräulein Braut ist eifersüchtig. Jetzt handelt es sich nur noch darum, gegen *sie* Etwas zu entdecken. Es giebt nichts Einträglicheres als Eheleute, die einander mißtrauen. Mit Gottes Hülfe haben wir in drei Jahren so viel, daß wir ein Hôtel anfangen können!

Die heilige Maria von Zloczów stehe uns dazu bei!  
sagte Hasza fromm und kußbereit.

## **Fünftes Kapitel.**

### ***»In Freud und Leid bis in den Tod.«***

Trüb und düster brach der folgende Morgen an, der Himmel hing voll regendrohender Wolken, und ein heftiger Wind saus'te durch die Laubgänge des Klostergartens von Sporbach. Es war noch ziemlich früh am Tage, als von der Stadt zwei einfache Wagen heranrollten und vor der Klosterkirche hielten. Vicomte d'Equilli sprang aus dem ersten und half dienstbeflissen der gewichtigen Gräfin Gruda heraus, die heute ihr hochzeitliches Gewand mit einer wahren Last von Epheuzweigen und hochrothen Rosen behangen hatte. Hinter ihr verschwand beinahe die einzige Brautjungfer, eine kleine schwächliche Cousine. Das Brautpaar und Frau von Gallina war mittlerweile auch ausgestiegen. Die Letztere schwebte lächelnd in einer entzückenden Toilette die Kirchenstufen hinan. Hedwig sah blaß, aber völlig gefaßt aus, als sie in dem weißen, myrthengeschmückten Brautkleid und dem langwallenden Schleier an der Seite ihres stattlichen Bräutigams hinschritt. Von ihren gestrigen

Erlebnissen hatte sie Niemanden ein Wort gesagt, und Baron Villani, der gestern Abend mit einer letzten, heftigen Auseinandersetzung sein früheres Leben beschlossen zu haben glaubte, um heute an der Seite dieser reinen Frau ein neues zu beginnen, ahnte nicht, welche Schatten aus einer trüben Vergangenheit möglicherweise seine Zukunft verdüstern konnten. Sie traten in die feuchtdämmernde, widerhallende Kirche ein. Viele Leute aus dem Marktflecken hatten sich eingefunden, um ihren Schloßherrn trauen zu sehen, aber sie bewegten sich lautlos wie Schatten in dem halbdunkeln Chor. Am Hochaltar standen statt der Verwandten und Freunde eine Schaar zudringlicher Bettler und verfolgten neugierig die Bewegungen des Mesnerfraters, der mit wichtiger Amtsmiene die Wachskerzen anzündete und die gelbe, wappengeschmückte Sammtdecke über dem Betstuhl vor dem Altar ein wenig zurechtrückte. Endlich erschien der Priester, welcher die Ceremonie vollbringen sollte, unter der Sakristeithüre, und Braut und Bräutigam mit ihrem kleinen Gefolge näherten sich dem Altare. Wie die Stimme des Priesters ertönte, erhob die Braut ihre Blicke, und — es war wirklich naßkalt in der Kirche — fröstelte plötzlich. Sie hatte Pater Julius erkannt. Der junge Priester war



sehr bleich, aber dabei ruhig und sanft wie immer. Es war ihm nur so feierlich zu Muthe, weil er dieses junge, schöne und unschuldige Geschöpf durch den Segen der Kirche an diesen weißhaarigen, kaltblickenden Mann binden sollte. Eine tiefe, nie empfundene Rührung bemächtigte sich seiner; es war ihm, als solle er seine Schwester vermählen; und unwillkürlich mischten sich in die Worte, welche ihm das Ceremoniell vorschrieb, heiße Segenswünsche und mancher Angstgedanke für ihr Glück. Als er sie fragte, ob sie dem Manne an ihrer Seite angehören wolle ihr Leben lang, ob sie ihm gehorchen wolle und theilen mit ihm Leid und Freud bis in den Tod, da fiel ihm ihr leises, zitterndes »Ja« schwer aufs Herz. Dann legte er die bindende Stola um ihre Hände, und während seine Lippen die lateinischen Segensworte aussprachen, fühlte er plötzlich im innersten Herzen ein unerklärlich angstvolles Weh, als sei er im Begriff, einen unheilvollen Bund zu schließen. Er war nicht im Stande, sich über den Grund dieser Empfindung klar zu werden, da seinem unberührten Gemüth selbst der Begriff der Liebe gänzlich fern lag. So erhob er denn am Schluß der Ceremonie die Augen nach Oben und glaubte nur einer Regung der Besorgniß nachzugeben, als er

tiefbewegt betete: Gott segne sie und lasse sie glücklich werden!

Die Trauung war vorüber, die Hochzeitsgesellschaft verließ die Kirche so rasch als möglich, um sich der neugierigen Menge und dem zudringlichen Dank der Bettler zu entziehen.

Im Schloß Sporbach sollte ein Aufenthalt von einigen Stunden genommen werden bis zur Abreise des jungen Ehepaars und der gleichzeitigen Rückkehr ihrer Gäste in die Stadt. Frau von Gallina war auf den Eindruck dieser trübseligen Besetzung sehr gespannt und konnte kaum den Moment der Ankunft erwarten. Aber wie erstaunte sie, als ihrem anrollenden Wagen ein halbes Dutzend eleganter Livreedienen entgegeneilte und sie sich einen Moment später in dem geräumigen, teppichbelegten Vestibule voll blühender Pflanzen und prächtiger Kandelaber umsah! Baron Villani lud die Gesellschaft ein, ihm zu folgen und schritt voraus, seine junge Gattin am Arme, durch die hohen Korridore, deren dicke Teppiche jeden Schritt dämpften, bis zur oberen Zimmerreihe. Ein leichter Ausruf des Erstaunens entfuhr hier den eintretenden Gästen, denn allerdings konnte Niemand nach der einfachen Außenseite des Schloßchens solch fürstlich eingerichtete Räume im Innern vermuthen. Die hohen Zimmer mit ihrer

Vereinigung von dunklem Holzgetäfel, schweren Brokatvorhängen und dazwischen aufleuchtenden Goldrahmen um farbenprächtige Gemälde gaben auf den ersten Blick den Eindruck von Pracht und Wohnlichkeit zu gleicher Zeit. Bei eingehender Betrachtung der reichgeschnitzten Möbel und persischen Teppiche, sowie aller der vielen, mit dem glücklichsten Geschmack aufgestellten Kunstwerke und Seltenheiten aus aller Herren Länder ergab sich der Schluß auf eine interessante und vielbewegte Vergangenheit des Besitzers von selbst. Wie glücklich schien das Loos, hier an der Seite einer reizenden jungen Frau, allen Plagen der großen Welt entronnen, der Natur, der Kunst, dem Studium leben zu dürfen! Villani beugte sich lächelnd zu seiner jungen Frau herab, um in ihren Zügen zu lesen, ob auch sie sich von diesem schönen Heim wohlthuend angemuthet fühle.

In diesem Augenblick berührte Frau Lora von Gallina, die sich bisher Alles mit neugierig schadenfrohen Blicken betrachtet hatte, leicht seinen Arm und sagte, als er von Hedwig weg zu ihr trat, leise hinter ihrem Fächer hervor: Hören Sie, mein Herr Sohn, Sie sind ein Tausendkünstler. Ruinirt sein und einen solchen Aufwand auf *Credit* bekommen,

das ist ein Meisterstück, welches ich gerne auch lernen möchte.

Baron Villani sah die kleine Frau mit einem Ausdruck von unendlichem Hohn um seinen feingeschnittenen Mund an, als er sich höflich zu ihr neigte und ebenso leise erwiderte: Sie irren sich, gnädige Frau. Das Alles ist nicht geborgt, sondern bezahlt. Sie werden verzeihen, daß ich mir mit Ihnen einen kleinen Scherz in guter Meinung erlaubte: Sie sagten, Sie würden Ihre Stieftochter nie einem reichen Manne geben, damit sie nie auf Sie mitleidig herabsehen könne, damit sie auch ein wenig Noth und Angst durchmache, wie Sie das stets mußten. — So gestanden Sie mir. Ich liebte nun zufällig Fräulein Hedwig wirklich, als ich mich Ihnen zum Werkzeug anbot, und war entschlossen, sie *glücklich* zu machen. Ich log also einen Ruin. Ihr zärtliches Mutterherz wird mir diese kleine Perfidie sicher verzeihen. Ich bin reich, und meine liebe Gattin soll so glücklich sein, als Luxus und ein ergebener, liebevoller Gatte ein Frauenherz glücklich zu machen vermögen.

Lora Gallina, die kleine, schwarzaugige Frau, antwortete nichts darauf. Sie preßte bloß ihren Fächer so stark in der kleinen Hand, daß die Elfenbeinstäbe krachten, und sagte zu ihrem Schwiegersohne mit

einem hellen, kindischen Lächeln: Seht mir doch den Intriganten! Mich so zu belügen! Sie sind wirklich ein Meister, lieber Villani! Dann ging sie auf ihre Stieftochter zu, umarmte und küßte sie stürmisch und flüsterte ihr zu: Theures Kind, Gott schütze dich! Und kehre bald zurück, damit ich dich in meiner Nähe habe. Mir ist plötzlich so bang um dich. Wenn du in deiner Ehe jemals zu klagen hättest, vergiß nicht, daß du eine Mutter hast, die dich zärtlich liebt und dir in Rath und That beistehen wird. — Dann küßte sie ihr erstauntes Kind nochmals heftig auf beide Wangen, fuhr sich mit dem Sacktuche über die Augen, warf dem Baron einen dunkeln, drohenden Blick zu und wandte sich wieder lächelnd zur Gesellschaft. Aber das Lächeln war nicht hübsch — ihre Lippen waren so weiß dabei!

In dem prachtvollen Speisesaal zu ebener Erde war auf einer von Silber und Kristall funkelnden, mit frischen Blumen geschmückten Tafel das Dejeuner servirt. Im Vorzimmer hatte sich die gesammte Dienerschaft zum Empfang aufgestellt, vom alten weißhaarigen Haushofmeister und der ersten Kammerfrau an bis zum kleinen rothgestreiften Mohrengroom herunter.

Das Dejeuner verlief ziemlich einsilbig. Dann fuhren die Gäste ab, und der Wagen, welcher die

jungen Gatten nach der nächsten Südbahnstation bringen sollte, wurde reisefertig gemacht.

Sie waren jetzt allein in ihrem Heim — zum ersten Male allein als Mann und Weib.

Mann und Weib! — Der Begriff war ihm wie ihr fremd und neu. Dem frühgealterten Mann galt er als ein ideales Glück, wie es ihm die Leidenschaft und das Vergnügen nie gewähren konnten; als der Inbegriff alles Süßen und Heiligen nach einer stürmischen Vergangenheit. Und ihr! Ihr war der Gedanke ein beängstigender, da keine Liebe ihn verklären konnte.

So saßen sie Beide schweigend in Hedwig's Zimmer, ohne einen Blick auf den prächtig ausgestatteten Raum zu werfen. Jedes mit seinen Gedanken beschäftigt. Die junge Frau hatte ihre Brauttoilette mit einem grauen Reisekleid vertauscht und saß ruhig in sich zusammengeschnitten, wie eine Taube, deren Flügel aber bei dem geringsten Nahen leise erzittern.

Er neigte sich über sie, faßte ihre Hand und küßte sie. In seinem schönen, ernsten Gesichte lag ein unbeschreiblicher Schimmer von Glück und Hoffnung, der so gar nicht zu seinem fast weißen Haare paßte. Dies Alles ist dein, Heda, sagte er. Und

du bist jetzt bei dir. Du bist die Gebieterin hier, deine eigene Herrin. Macht dich das nicht froh und frei?

Frei? sagte sie leise, ergeben.

Ja, frei. Denn du bist die Herrin überall, wo ich an deiner Seite bin. Du kannst unser Leben formen und bilden, wie es dir gut dünkt, und dein gutes sanftes Herz, mein liebes Weib, wird sicher das Beste finden, das Glück für uns Beide.

Die Taube zitterte leise. Das Glück! flüsterte sie. Ich verstehe so wenig davon. Baron Villani, ich bin so unwissend. Ich glaube, ich bin noch zu jung.

Das Glück muß man nicht verstehen, man braucht es nur zu fühlen, sagte er lächelnd, und die schönste Morgenröthe des Glückes, die Zuversicht und die Hoffnung schimmerten noch immer auf seinem Antlitze. Wir reisen jetzt fort, um die Sommerherrlichkeit der Welt in unser Herz einziehen zu lassen, und kehren bald zurück, um hier ein schönes Leben zu beginnen, voll Frieden und Freude. Wir Beide werden Lehrer und Schüler zugleich sein. O, mein liebes kleines Weibchen, freust du dich nicht darauf?

Sie machte eine gewaltsame Anstrengung, ihn freundlich anzusehen, sie hätte so gerne seine lieben Worte mit einem herzlichen »Ja« erwidert. Aber ein heftiges Zittern überfiel ihren Körper, so daß sie nicht

zu sprechen vermochte und nur hülfeflehend die Augen zu ihm emporschlug. Die ungewohnte Bewegung seiner Züge, die statt der früheren Marmorkälte nun in zärtlichem Glanze strahlten, erregte ihr eine namenlose Angst, sie bedeckte beide Augen mit den Händen und sank bitterlich weinend, wie von Jammer aufgelös't in sich zusammen. Jérôme Villani wurde sehr blaß, der rosige Schimmer von Glück erlosch auf seinem Gesichte, welches nun wieder ganz zu seinem weißen Haare und Bart paßte. Heda! sagte er erschreckt und hastig. — Heda, du weinst! Was ist dir?

Hedwig schluchzte fort, ohne aufhören zu können.

Ich weiß nicht, stieß sie schluchzend heraus; ich weiß nicht! Seien Sie nicht böse, ich wollte nicht weinen, aber ich *kann* nicht anders! Mir ist nur so bang.

Bang, mein liebes Weibchen, meine theure, süße Hedwig! Bang, vor was? Bin ich nicht da an deiner Seite, um dich zu schützen? Sieh, bis jetzt standest du allein und schutzlos; und nun, wo du einen Mann an der Seite hast, der eher sein Leben gäbe, als daß er dir auch nur ein Haar krümmen ließe . . . jetzt wäre dir bang?

Gewiß. Baron Villani . . .



Hedwig, warum nennst du mich nicht Jérôme?  
Warum sagst du zu mir nicht du?

O, sei nicht böse, Jérôme . . . Ich weiß, daß ich das thun soll, aber es ist noch so neu. Ich glaube, ich weine nicht aus Angst, sondern weil —

Weil —

Ach, Jérôme, ich glaube, ich bin krank.

Krank!

Hedwig faltete ihre Hände und wandte ihm ihr mädchenhaftes, thränenüberströmtes, aber tapfer nach Fassung ringendes Gesicht zu.

Nicht krank am Körper, aber an der Seele. O, verzeih, daß ich dies sage. Ich weiß, ich bin dein Weib und soll dir hinfort gehorchen und würde es thun, auch wenn du nicht so gut gegen mich wärest und mich mit Großmuth überhäuftest, wie seit dem Tage unserer Verlobung. Aber ich war stets so einsam und habe außer dem lieben Gott nie einen Freund und Vertrauten gehabt, ich kann mich so schnell an das Neue nicht gewöhnen. Es ist sicher kindisch und albern, daß ich mich nicht zwingen kann, anders zu denken, aber habe Geduld mit mir! Denke dich in meine Lage — ich stehe so fremd in dieser Welt . . . Das Beste für mich wäre wohl gewesen, im Kloster zu bleiben! —

Und sie fing wieder an zu weinen.

Im Kloster? lächelte Jérôme Villani. Er kniete vor ihr nieder und umfaßte sie leicht, zärtlich, wie eine Freundin gethan hätte; sein ernstes Gesicht war schön und edel, wie er seine Lippen ganz nahe an ihre zitternden Hände brachte, ohne dieselben zu küssen. Und er sagte leise: Hedwig, höre mich. Das Alles ist ja natürlich! Aber ich beschwöre dich, halte nur Eines fest: daß künftig die Aufgabe meines ganzen Lebens darin bestehen soll, dich glücklich zu machen. Gieb mir nur das *Vertrauen*, vielleicht kommt dann das, was uns Beide beglücken soll, von selbst nach. Hedwig, hast du noch nie — nie Liebe gefühlt für Jemanden?

Liebe? — sagte sie langsam und schaute ihm klar und sinnend durch ihren Thränenschleier hindurch in die Augen. Du meinst die Liebe, wie mir Mama sie neulich schilderte, als sie sagte, es sei Zeit, daß ich heirate? Wo Einem das Herz pocht zum Zerspringen, wie sie sagte, wo man die Stunden zählt, bis man Jemanden sieht, wo man irgend ein Blatt, ein Schriftzeichen wie einen Talisman bei sich trägt, wo man Alles, die ganze Welt vergißt über dem *einen* Gefühle für *einen* Menschen! Nein, Jérôme, Gott weiß, das müssen Sie mich lehren!

Er lächelte, aber es war ein unbeschreiblich trauriger Ton, mit dem er sagte: Nun, das ist ja gut.

Denke, daß ich dich liebe wie ein Vater, Heda, daß ich dich glücklich machen will, daß ich dich auf den Händen tragen werde. *Vertraue* mir! Vielleicht — vielleicht lernst du mich später lieb haben. Jetzt wollen wir fort. Ist es dir recht?

Ja, fort! rief sie erleichtert aus. Wo immer hin, nur fort! Und ich will gut sein und nicht mehr weinen und dir vertrauen — Jérôme.

Er küßte sie nicht auf den Mund, sondern nur auf die Hand. Ein schrecklicher Gedanke zitterte in seinem Herzen: Sie wird mich wohl niemals lieben!

Er gab die Befehle zur Abreise und sorgte für jede erdenkliche Bequemlichkeit von Reisedecken und Shawls. Die Kammerfrau und ein neuer Diener folgten im zweiten Wagen mit dem Gepäck nach, und so ging es mit dicht geschlossenen Spritzledern in den strömenden Regen hinein. Baron Villani hielt die Hand seiner jungen Gattin, während sie zur Station fuhren, in der seinen — und sie sagte sanft: Ich freue mich recht! —

## Sechstes Kapitel.

### *Laute Gedanken in der Klosterstille.*

Mit Vater Julius war seit einiger Zeit eine seltsame Veränderung vorgegangen. Seine frühere sanfte Heiterkeit hatte sich in nachdenkliches Brüten verwandelt; er ging wie ein Träumender unter den Brüdern umher, völlig theilnahmlos für Alles, was ihn umgab. Lange Stunden saß er in der Klosterbibliothek vor den aufgeschlagenen Folianten und starrte unbeweglich, mit aufgestütztem Haupt in die krausen Lettern. Aber vergebens; während seine Augen wieder und wieder mechanisch über den Text glitten, ohne den Sinn zu erfassen, war sein ganzes Denken nach Innen gerichtet, und er brachte Stunden damit zu, sich einen einzigen kurzen Augenblick stets wieder neu zu vergegenwärtigen — warum, wußte er selbst nicht. Nur, daß sein ganzes vergangenes Leben ihm nichtig und werthlos vorkam gegen diesen Moment, wo etwas Namenloses in ihm erwachte, dem er nun vergebens nachsann.

In Gedanken stand er wieder im Festornat auf der Kanzel und sah unter sich, vom Morgenlicht

übergossen und in seinen Weihrauchduft gehüllt, die bunte Menge, deren Augen und Herzen andachtsvoll zu ihm erhoben waren. Die weite Kirche widerhallte von seiner begeisterten Rede, immer ergreifender und mächtiger erklangen seine Verheißungen der göttlichen Gnade, er fühlte sich dem Höchsten nahe, ein geweihter Vermittler zwischen Gott und der irrenden, sündigen Menschheit zu seinen Füßen. Da tauchte plötzlich aus dem Lichtstrom gegenüber ein ernstes, jugendschönes Haupt empor und sah ihn mit tiefen Augen an. Noch jetzt in der Erinnerung pochte sein Herz, wie damals, als es ihm mit *einem* stürmischen Ruck alles Blut in die Schläfen jagte, daß er einen Augenblick wie betäubt stand und erst nach und nach wieder zur Besinnung und zur Erkenntniß gelangte, daß er die ganze Zeit mechanisch fortgesprochen hatte. Seiner gewaltigen Anstrengung gelang es zwar die Gedanken wieder zu sammeln, aber nicht, sich zur Höhe der vorigen begeisterten Erhebung aufs Neue empor zu schwingen, seine Reden waren leere Worte, die er befremdet klingen hörte, als spräche ein Anderer sie aus.

Dann sah er am folgenden Morgen jenes holdselige junge Geschöpf vor sich als die Braut des kaltblickenden, weißhaarigen Mannes und hatte als

Priester ihre Hände zum ewigen Bunde in einander zu legen. Es war seine erste Trauung — er hatte sich das Gefühl dabei ruhiger und evangelischer gedacht. Woher kam die seltsam quälende Unruhe, mit welcher seine Blicke auf dem bleichen, ergebungsvollen Gesicht vor ihm hafteten, was für eine unerklärliche Angst faßte ihn an, als er die Lippen zu dem bindenden Segensspruch öffnen sollte? Es war ihm, als trage er die Schuld, wenn sich dieser Segen in Unheil verwandle, als habe er mit Wissen und Willen durch heilige Zauberformeln am Altar die Kette geschmiedet, um ein holdes, unschuldiges Menschenkind zeitlebens an das Unglück zu fesseln!

Er sprang heftig auf und schob die Bücher zurück; es litt ihn nicht mehr in, dem dumpfigen Raum. Drunten im Klostergarten voll milden Herbstsonnenscheins wurde ihm vielleicht ruhiger ums Herz. Er durchschritt den langen mittleren Rebengang bis zu einem etwas erhöhten Aussichtspunkt an der Mauer, wo man die weite Landschaft überblicken konnte, Dörfer und Bauernhöfe abwechselnd mit Wiesen und Wald. Auf geringe Entfernung schimmerte das Herrschaftshaus von Sporbach zwischen hohen Kastanienwipfeln hervor; dorthin richteten sich die Augen des jungen

Mönchs, während er mit über einander geschlagenen Armen am Rebengitter lehnte und seine Augen weit in die Ferne flogen. Er hatte gehört, sie sei abgereis't und werde wohl lange nicht wiederkehren. Sonderbar: so oft Pater Julius dieser Aussicht gedachte, empfand er ein Gefühl der Erleichterung und zugleich einen räthselhaften, sehnenden Schmerz im tiefsten Herzen, über den er sich nicht klar werden konnte.

Ach, die ganze Welt blickte ihn verwandelt an. Die Welt! Früher hatte es gar keine für ihn gegeben, seine Welt war der geistliche Beruf gewesen. Das Leben hatte sich ihm nur in gelehrten und kirchlichen Fragen bewegt, und jetzt, jetzt gab es eine Welt für ihn, mit weiten unausforschbaren Räumen. Es gab Berge, über welche hinweg die Seele unbekanntem Zielen zuflog, es gab ferne Länder, in denen sich das Schicksal eines liebgewordenen Herzens abspielte, und die Klosterpforte, die ihm früher nur wie ein Schutz erschienen war, kam ihm jetzt manchmal wie eine Schranke vor. Hatte er denn wirklich Jahre seines Lebens damit zugebracht, Kirchenväterweisheit und den Wust theologischer Streitschriften zu ergründen, die ihn jetzt kaum mehr eines Gedankens werth dünkten? Wie kurz erst war die Zeit seit jenem verhängnißvollen Tag, und doch,

wie ganz unmöglich schien die Rückkehr zu dem alten, beschränkten, von keinem Zweifel getrüben Zustand! Früher hatte er das Gefühl gehabt, als ruhe der Himmel segnend über der Erde, als kümmere sich Gott und die ganze Schaar seiner Heiligen um jedes Leid des zagenden Menschenherzens, und jetzt schien es ihm plötzlich, als ob der Mensch in seinen Schmerzen furchtbar einsam unter dem blauen Himmel stehe. Er fühlte: wenn das arme sanfte Mädchen unglücklich würde mit ihrem weißhaarigen Gatten, so würde Gott nichts thun, um sie zu schützen und zu trösten. Bisher hatte er ein heiliges, meditirendes Traumleben geführt und aus dem Dasein, wie eine sorglose Biene, nur den Honig der weltentrückten Frömmigkeit gesogen, aber nun auf einmal erkannte er, daß auf dieser Erde hülflose Menschenseelen dem Elend preisgegeben sind, und zum ersten Male, seit er denken konnte, regte sich der *Mann* in ihm in seiner edelsten Bedeutung: er fühlte einen heißen Drang, zu beschützen, zu retten. — Aber konnte er das? Er war nur ein Priester. »Nur« ein Priester! Früher hatte er diese Würde als das höchste Lebensziel betrachtet. Wenn das sanfte Mädchen unglücklich war, — was durfte es ihn kümmern? Käme sie jemals, ihm ihr Leid zu klagen,



dann durfte er sie trösten. Aber würde sie wohl je kommen?

Ach, er fühlte, daß der katholische Priester als Fremdling im Leben steht, und nun, wo sein Herz sich mit verdoppelter Innigkeit hätte Gott zuwenden müssen, durchfröstelte ihn zum ersten Male der Zweifel, ob dieser Gott, den er sich bisher so greifbar nahe glaubte, denn in Wirklichkeit helfend und rettend in das Menschenschicksal eingreife? Ob er nicht unerreichbar hoch thronet, nach ewigen Gesetzen waltend, aber taub für den Schrei der Verzweiflung, unerbittlich wie die Natur, die ihre Geschöpfe in stetem Wechsel hervorbringt und vernichtet?

Er bedeckte seine Augen mit der Hand, während ein angstvoller Seufzer dem gepreßten Herzen Luft machte. Dann wandte er sich und schritt wieder, wie vorher, zwischen den Gartenbeeten hin.

Aus seinem Herzen war früher das Wort Gottes wie ein Bronnen geströmt, um alle Bedürftigen damit zu erquicken — jetzt war er selber dem Verschmachten nahe.

Er wußte nicht, daß er liebte, und er beichtete es auch nicht, sondern that still seine Pflicht wie vorher. Es that ihm wohl, zu sehen, wie die letzten Rosenblätter zu Boden fielen und der Herbst die

Wiesen mit bleichen Zeitlosen bedeckte. Die Welt erschien ihm jetzt, wo dürre Blätter unter seinen Füßen raschelten, entgöttert.

## **Siebentes Kapitel.** *Heim im Herbst.*

Nach Verlauf einiger Wochen kehrte Baron Villani mit seiner jungen Gattin auf Schloß Sporbach zurück. Die Landschaft stand in buntem Herbstschmuck, der Wald trug alle Schattirungen vom hellen Gelb bis zum dunkelsten Braun; blutroth schlang sich der wilde Wein um die Schloßaltane, und lange, glänzende Marienfäden schifften droben im tiefen Blau. Morgens zogen die Nebel am Boden hin und ließen Rasen und Bäume triefend naß zurück, Schwärme von Staaren sammelten sich in den Kronen und stoben schreiend aus einander, um in den nächsten Busch wieder einzufallen. Des Mittags schien die Sonne warm, aber trotz aller Farbenklarheit der Ferne und der entzückend reinen Luft klang ein süß-schwermüthiger Ton durch all die bunte Pracht und mahnte, daß wieder einer jener kurzen Sommer dahin, deren dem Menschen nicht allzu viele gegönnt sind. Es war Herbst geworden.

Auf Schloß Sporbach wurde die Herrschaft mit Jubel empfangen. Die Zimmer und Treppenfluchten

waren alle sanft durchwärmt, die Thüren mit Kranzgewinden geschmückt, das Gesinde wogte fröhlich durch einander. Beim Anfahren des Wagens stürzte Hasza ganz verklärt auf ihre Herrin zu und küßte ihr nach echt galizischer Weise Hände, Ellbogen und Kleidersaum, während Herr Groß, der Kammerdiener, mit seinem widerwärtigen Lächeln sich tief verbeugte. Desselben Abends noch nach dem Thee gestand er der gnädigen Herrschaft, daß er mit Hasza verlobt sei, — wenn es die Herrschaft erlaube. Und die Herrschaft gratulirte, und Hasza's falsche Augen vergossen die gerührtesten Thränen.

Man hatte die Ankunft an Madame Lora Gallina in die Residenz telegraphiren müssen und erhielt darauf folgende umgehende Antwort: Gott sei Dank, theures Kind, daß du wohlbehalten wieder hier bist. Baldmöglichst eile ich zu dir. In treuer Liebe deine Mutter.

Des nächsten Morgens wachte Hedwig Villani in aller Frühe auf. Sie hatte Sehnsucht, in die Kirche zu gehen, wie sie Hasza sagte. Und da in der Klosterkirche drüben nur in den ersten Morgenstunden Messe gelesen wurde, so machte sie sich schon vor dem Frühstücke auf, um hinüberzugehen. Hasza fragte ganz verschlafen, ob

sie mitgehen dürfe, und war sehr dankbar, als die Baronin erwiderte: O nein!

Dann hüllte sich Hedwig in ihren dicksten Shawl, setzte einen einfachen braunen Hut auf und schritt, ihr Gebetbuch aus der Pensionszeit im Arm, durch den Park, die lange Pappelallee und über die Wiesenwege nach dem Franciscanerkloster hinüber.

Sie fühlte bei diesem Gang über die bereiften Wiesen, die vielfarbig im Strahl der Morgensonne erglänzten, eine unerklärliche Fröhlichkeit im Herzen. Es war ihr, als habe sie sich auf der ganzen Reise, in all den schönen, kunsterfüllten Kirchen nach dieser einzigen düstern und unschönen Kirche gesehnt, als ob sie da den lieben Gott sicherer finden könne als vor all den Heiligengräbern und anspruchsvollen Altarbildern der italienischen Tempel.

Es war noch sehr dunkel in der Franciscanerkirche, als sie hineintrat. Einzelne Betende knieten da und dort; vor dem Hochaltar hatten sich die Handwerker und Bürgersfrauen des Ortes in ein paar Bänken gesammelt und erhoben sich jetzt, als der Guardian seine Frühmesse mit dem Segen beschloß. Ehe er aber noch den Altar verließ, läutete ein Ministrant die Glocke an der Sacristeithüre, und Pater Julius erschien, den verdeckten Kelch in den Händen, und

schritt mit niedergeschlagenen Augen dem Seitenaltar zu, in dessen Nähe Baronin Hedwig kniete.

Sie neigte ihr Gesicht tiefer auf das Gebetbuch, aber es war noch so dämmerig in der Kirche, daß sie nichts lesen konnte. Jetzt wandte sich der Priester segnend um, und Hedwig fühlte eine so plötzliche große Freude in ihrem Herzen, als habe sie nach langer Irrfahrt ihre verlorene Heimat wieder gefunden. Es war ihr, als müßte sie weinen vor Freude, und sie vermochte die ganze Messe hindurch ihre gefalteten Hände nicht zu lösen. Manchmal nur blickte sie rasch zu dem blonden jungen Priester auf. Und jetzt, als er sich umwandte, fielen auch seine Blicke auf die kniende Frau. Auch ihn durchzuckte es, auch er fühlte sich von einem großen Glücksgefühl gehoben, und tief im Herzen dankte er Gott, der das unschuldige Wesen beschützt und glücklich zurückgeführt hatte. *Ite, missa est!* — hieß es, und Hedwig Villani zog ihr Shawltuch fester um die Schultern, nahm das Gebetbuch auf und verließ die Kirche, in welcher sie so viel Trost und Erhebung gefunden hatte. Ein warmes, fröhliches Heimatgefühl schwellte ihr Herz, sie gedachte zum ersten Mal gerne ihres behaglichen Schlosses und freute sich auf ihr künftiges Leben darin.

Die Sonne hatte den Reif aufgetrunken, statt seiner tausend Diamanten schimmerten jetzt eine Unzahl blasser Zeitlosen auf den Wiesen, die Hedwig's Fuß durchschritt. Die Vogelbeerbäume hoben ihre tiefrothen Dolden in den blauen Himmel, von Baum zu Baum spannten sich tropfenschwere zarte Spinnweben. Wie schön war die Welt, wie glücklich fühlte sich die junge Frau an diesem kalten, heiter glänzenden Herbstmorgen!

**Achtes Kapitel.**  
***Gräfin Gruda hat fromme Gedanken.***

Man fing noch an demselben Tage das Leben auf Schloß Sporbach »ernstlich« an. Baron Villani mußte zwar nochmals in Geschäften zur Stadt, verhiess aber, so bald als möglich zurückzukehren. Um die Mittagsstunde näherte sich ein Wagen dem Schlosse, aus welchem Madame Lora Gallina schon von Ferne mit dem Taschentuch winkte und zu Hedwig hinaufgrüßte. Diese eilte schnellfüßig über die Treppen und die Terrasse hinab — sie empfand zwar keine Freude über die Ankunft ihrer Stiefmutter, hielt sich aber für verpflichtet, derselben jede mögliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Madame Lora Gallina, in ein kokettes dunkelrothes Tuchgewand gekleidet, ein reizendes Sammthütchen auf den schwarzen Locken, sprang leicht wie eine Feder aus dem Wagen und fiel ihrer Tochter mit noch nicht dagewesenem Entzücken um den Hals. Sie weinte und lachte in einem Athem und umfaßte Hedwig immer und immer wieder mit einem Strom von Ausrufen und Fragen. Meine Heda, mein theures, süßes Kind! Da



bist du mir endlich wieder! Ach, wie habe ich mich nach dir gesehnt! Seit diesen letzten Wochen erst weiß ich, wie unentbehrlich du meinem Herzen bist! Aber nun habe ich dich wieder! Und wo ist denn dein Gemahl? So ging es minutenlang fort. Erst nachdem sich der Sturm ihres Entzückens etwas gelegt hatte, bemerkte Hedwig, daß sich noch eine zweite Dame aus dem Wagen gewälzt hatte; es war dies die dicke Cousine Gräfin Gruda Sczalenska, in einem Regenmantel vom größten Kaliber, dessen Rückenseite durch eine kolossale Sonnenblume aus Stoff verschönert wurde. Die Gräfin war affectirter als je: O. Landluft! seufzte sie — wie erfrischt du mein Herz! Und Sie, theure, junge Märtyrerin der Ehe, seien Sie willkommen auf heimatlichem Boden!

Dein Mann ist also nicht daheim? Nun, da trifft es sich ja gerade gelegen, daß wir der Stroh Wittwe für ein paar Stunden Gesellschaft leisten. Denn ich muß Abends wieder daheim sein, ich erwarte Gesellschaft . . . So plauderte die feenartige, schwarzäugige Dame weiter, während man die Terrasse erstieg. Das Diner wurde im Speisezimmer bei offenen Fenstern eingenommen, denn der Tag war so sonnig und so still, daß man in den Pausen zwischen dem Plaudern und Lachen der Damen deutlich die einzelnen dünnen

Blätter von den Fensterweinranken zu Boden rascheln hörte.

Nach Tisch streckte sich Madame Lora nachlässig auf einen Divan des Pianozimmers, nahm ein seidenes Polster unter das Köpfchen und erklärte, sie gedenke jetzt ihr Mittagsschläfchen zu machen, ohne welches sie gar nicht leben könne. Und was thun wir unterdessen? fragte Hedwig die Gräfin Gruda. Dieselbe legte den Finger an die starke Nase und sagte: Spielen wir Klavier. Cousine, oder noch besser — ist nicht eine Kapelle in der Nähe, nach welcher wir spazieren gehen könnten?

Hedwig lächelte froh. O, es ist noch etwas Besseres hier in der Nähe, eine Kirche — die Kirche des Franciscanerklosters, und jetzt Nachmittags ist der Segen da.

Gruda Sczalenska rümpfte die Nase etwas und meinte: Eine wirkliche, große Kirche? Das ist bei Weitem nicht so romantisch wie ein Feldaltar. Aber . . . sei's drum! Sie stand mit einem entschlossenen Ruck auf und machte sich marschfertig.

Und die Beiden begaben sich über die Wiesen nach der Kirche, wo wirklich eben die monotonen Segengebete abgeleiert wurden. Der Guardian las den Segen, die übrigen Mönche saßen vor den schweren Büchern in dem Altarstuhl. Die beiden Schloßdamen

nahmen in dem Schloßstuhle Platz. Gräfin Sczalenska bereitete sich eben mit frommem Augenverdrehen zur Andacht vor, als sie plötzlich noch einen irdischen Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit zu entdecken schien, denn sie faßte Baronin Hedwig am Arm und flüsterte ihr krampfhaft-leise ins Ohr: Hedwig, ich bitte Sie um Gotteswillen, sehen Sie doch nur den wunderbar-schönen Engel von einem Geistlichen an, der im Eckstuhle sitzt! der so goldenes Haar hat . . . Sahen Sie jemals schon ein so reines Profil? Das muß der Engel Gabriel in Person sein. Ich bin außer mir! Fühlen Sie, wie mir das Herz schlägt! Aber ist es denn möglich, daß ein Geistlicher so jung und hübsch sein kann? — Bei Gott, ich — ich glaube, ich bin verliebt. O Heda, Baronin, Sie *müssen* sich bequemen, mich als Gast zu behalten . . . ein paar Tage nur! Nur so lange, bis ich diesen Engel Gabriel in der Nähe gesehen habe und erfahren, ob er ein Herz hat oder nicht. — Hedwig schwirrte der Kopf, sie entsetzte sich. Wie kann denn ein Geistlicher . . . Gruda Sczalenska schnitt ihr das Wort ab . . . Ein Geistlicher ist ja das Interessanteste was es giebt! schwärmte sie. Verzeihen Sie mir, theure Hedwig, aber Sie scheinen noch unbeschreiblich wenig Praxis des Lebens zu haben.

Aber dennoch, wie mögen Sie so reden! . . . stotterte Hedwig.

Warum denn nicht? Für ein ganz kleines, schwärmerisches, tugendhaftes Interesse, da giebt es ja nichts Herrlicheres, wie solch einen heiligen, unschuldig blickenden Priester, der an seinem Zellenfenster daheim nichts als Lilien zieht! Ihr Mann steht gewiß gut mit dem Guardian? Ja? Nun also, diesen interessanten, blonden, heiligen Aloysius muß mir ihr Mann einladen! Es bleibt dabei, ich gehe vor acht Tagen nicht fort. Sie müssen mir Asyl geben. Ach, ich wußte ohnedies nicht, was ich mit der Zeit anfangen sollte. — Mir war so leer ums Herz, wie alle Jahre in der Herbstsaison. Ich wußte nicht, was mir fehlte. *Jetzt* erst weiß ich's: es war ein *Herzensinteresse*, und jetzt *habe* ich's! Das wird mir die Zeit vertreiben bis zur Ankunft des Generals! Hedwig litt unbeschreiblich unter all diesen frivolen Aeüßerungen der alten Kokette und schwieg, was diese aber nicht abhielt, auf dem Wege durch die Pappelallee ins Schloß zurück über das gleiche Thema fortzufahren und dort alle Gänge und Hallen des Hauses mit dem Geschrei zu erfüllen: Ich bleibe da, ich bleibe da! Trotz der Störung ihres Mittagsschläfchens gab ihr Madame Lora mit ihrem silberhellen Lachen Recht und bedauerte nur, nicht

selber das interessante Abenteuer miterleben zu können. Im Abenddämmern richtete sie sich endlich zur Rückfahrt. Während der Wagen angespannt wurde und Gräfin Gruda auf der Terrasse sich gründlich in das Vesperbrod vertiefte, ging Madame Lora mit ihrer Stieftochter, um deren Taille sie zärtlich ihren Arm geschlungen hatte, zwischen den Rosenhecken unten auf und ab. Sie wollte allein mit Hedwig sein, um Abschied von ihr zu nehmen. Aber auf nicht lange! sagte sie zärtlich. Ich werde jede Woche herauskommen und dich besuchen, Kind! Und du mußt dann und wann einige Tage bei mir in der Stadt zubringen. Hast du gehört? Ach, erst jetzt, wo ich dich nicht mehr habe, wo dich mir dieser — dein Mann entführt hat, fühle ich deinen ganzen Werth! Bei mir, in der Stadt werden wir erst Muße haben, ernst und aufrichtig über dich zu sprechen. Wie sehne ich mich schon darnach, daß du mir dein Herz ausschüttest, theures Kind! Sag mir heut nur, sag mir, bist du glücklich — nein, bist du auch nur zufrieden?

Sie sprach es mit Thränen in den Augen und umfaßte Hedwig zärtlich, indem sie ihr besorgt ins Gesicht sah. Alles das stand der schönen, feenhaften Frau wahrhaft reizend. Wer sie so als junge zärtliche Mutter sah, hätte sich in sie verlieben müssen.

Hedwig blickte zu Boden, aber sagte mit fester Stimme, wenn auch etwas tonlos: Ja. Mama, ich bin zufrieden.

Ja? seufzte Madame Lora. — O. Gott gebe es, aber ich glaub es dir nicht. Armes Kind, wenn du wüßtest, wie viele schlaflose Nächte ich schon verlebt habe seit dem Tage deiner Vermählung! Ich wollte damals nur dein Bestes, ich meinte es gut mit dir. Seitdem freilich habe ich erfahren . . . wie Giftblüten wucherten böse Nachrichten über *ihn* um mich herum auf . . . Man erfährt solche Dinge immer zu spät . . .

Mein Gatte ist ein Ehrenmann und hat das beste Herz von der Welt! sagte Hedwig rasch und empört.

O, das zeigt dein edles Gemüth! fuhr Madame Lora zärtlich fort. Aber sei ruhig, ich sage dir nichts, ich werde deine Seele nicht beunruhigen! Aber Eines merke dir, *ich werde es begreifen, wenn du ihn nicht liebst!* Verstehst du? Und ich werde dich schützen. Du kannst mir in Allem vertrauen. Wenn du ihn erkennst und mir sagst: Mutter, ich habe ihn nicht lieb, so werde ich dir Recht geben. Und wenn du mir sagst: Mutter, ich bin an einen alten Mann gefesselt, und mein Herz hat eine andere Neigung gefunden . . . o, laß mich ausreden . . . dann wird es meine Pflicht sein, wieder gut zu machen, was ich ohne bösen Willen verbrach. Dann suche Rath und Hülfe bei mir!

Ich liebe dich, du theures Kind, du Vermächtniß meines gütigen Gatten! Bei mir, Heda, findest du *immer* eine Zuflucht und Unterstützung gegen den kalten Egoisten, dem du geopfert bist. Vergiß nie, daß du eine Mutter hast, die dich in jedem Schmerze, in jeder Verirrung mit offenen Armen erwartet!

Und Madame Lora ließ Hedwig gar nicht zur Antwort kommen, sondern küßte sie nur noch hastig, fuhr sich mit dem Sacktuche über die Augen, lächelte dann wieder und lief rasch die Treppe hinauf, um sich fertig zu machen. Beim Ankleiden ließ sie sich von Hasza die Hand küssen und gab ihr rasch ein Goldstück als Trinkgeld, während sie leise sagte: Da, meine liebe Hasza! Achten Sie nur recht auf Ihre Herrin! Ich glaube, sie ist nicht recht glücklich, die arme, liebe Hedwig. Nicht wahr? Sie seufzen auch! Halten Sie die Augen offen und melden Sie mir Alles, was hier vorgeht. Ich bin so besorgt um mein geliebtes Kind. Sie werden wohl öfter in die Stadt geschickt, nicht? Dann kommen Sie jedesmal zu mir, es soll Ihr Schade nicht sein! Hören Sie? Sie sind eine brave, verlässliche Person! Ein Muster, liebe Hasza! Wenn Sie Herrn Groß heiraten, will ich Ihre Brautmutter sein . . .

Dann hatte sie noch für Jeden ein Lächeln und ein freundliches Wort, umarmte ihre Stieftochter wieder

und wieder aufs Zärtlichste und schwebte, von der Bewunderung Aller getragen, die Terrassentreppe hinab, wo ihr Wagen bereitstand. Nur Hedwig empfand ein Gefühl der Erleichterung, als die Pferde anzogen und das leichte Fuhrwerk sich in Bewegung setzte. Sie gab sich alle Mühe, ihre Stiefmutter zu lieben, aber es wollte ihr heute so wenig als früher gelingen. —

Noch an demselben Abende sagte Mlle. Hasza zu Herrn Groß in einer Küchenecke: Höre, Groß, unser Weizen blüht. Die Stiefmutter hat mich förmlich gemiethet. Jetzt kommt es nur darauf an, wer besser zahlt, die Frau Baronin oder Frau von Gallina. Du arbeitest für deinen Herrn und läßt dich ebenfalls theuer zahlen. Die Beiden lieben einander noch weniger als vor ihrer Abreise. Ich bin neugierig, wer von ihnen die Sache zuerst langweilig findet. Wie dem auch sei: in einem halben Jahr sind wir Mann und Frau und haben eine Restauration.



## Neuntes Kapitel.

### *Fortsetzung der frommen Gedanken der Gräfin Gruda.*

So war denn ein Gast auf Sporbach, und was für ein Gast! Baronin Hedwig glaubte zu träumen. Sie hatte Gruda Sczalenska als Mädchen nie so genau gekannt, denn sie war von dieser Freundin ihrer Mama damals immer als Gänschen behandelt worden. Aber der jungen Frau gegenüber that sich die vierschrötige und gefühlvolle Gräfin keinen Zwang mehr an; es schien ihr ein gutes Werk, der unerfahrenen Hedwig etwas Weltkenntniß beizubringen. Gräfin Sczalenska machte schrecklich viel Lärm im Schlosse. Den hätte nun Hedwig gern ertragen, wenn ihr nur die Vertraulichkeiten der guten Sczalenska erspart geblieben wären; jene Stunden, die sich sozusagen vierundzwanzig Mal im Tage wiederholten, wo sie als geduldige Zuhörerin die ganze Schwärmerei der Gräfin für den jungen »heiligen Aloysius« über sich ergehen lassen mußte und schweigend voll Verdruß und Ekel ihre Belehrungen anhörte, wie man es anfangs, eine Eroberung zu betreiben und welche

Kunstgriffe anzuwenden seien, um selbst den steinernsten Plato »zu schmelzen wie Butter«. Hedwig's reines Herz empörte sich gegen dies widerliche Weib, das von Pater Julius wie von einem erbärmlichen Gecken sprach, den die plumpste Hand aus seiner heiligen Zurückgezogenheit nach Belieben an sich reißen könne. Es war ihr, als sei der junge Priester durch die zudringlichen Blicke der alten Kokette geschändet, wie ein zertrümmertes Gnadenbild. In ihrem sanften Herzen stieg zum ersten Mal ein Gefühl, ähnlich dem Haß empor, und sie mußte sich allen Zwang anthun, um ihrem Gast gegenüber die Höflichkeit einer Frau des Hauses zu wahren.

Nun, hoffentlich gehen wir heute Vormittag nach dem Kloster hinüber? — stürmte Gräfin Gruda am folgenden Morgen in Hedwig's Toilettezimmer. Ich habe das mit Ihrem Manne schon ausgemacht, liebes Kind, den ich eben auf seinem Wirthschaftsgang abfaßte. Ich will die alten Bilder in den Klostergängen, die Mönchsgruft und die Bibliothek sehen. Aber ein Gebetbuch müssen Sie mir leihen, Heda: man denkt an solche Sachen nicht — und ich hatte keine Ahnung, daß ich mich hier für den Himmel interessiren würde. Auch *das* habe ich dem Baron schon gesagt, daß er mir den heiligen Aloysius

einladen muß, einerlei unter welchem Vorwand, und er sagte lächelnd Ja. O, er ist eine Perle von einem Cavalier, er versteht *Alles* — aber auch Alles! Der muß gelebt haben!

Hedwig hatte rasch die kleine Stickerei weggelegt, an der sie eben arbeitete. — Ja, sagte sie mit dem kalt-hochmüthigen Ton, der diesem jungen Wesen manchmal plötzlich zur Verfügung stand — ja, ich glaube es, daß Sie sich mit meinem Gatten ganz wohl verstehen, Gräfin. Aber es wäre denn nun doch an der Zeit. Ihren Scherz wegen des Geistlichen, drüben im Kloster zu endigen.

Scherz! rief Gräfin Gruda mit aufgerissenen Augen. — Und wer sagt Ihnen, daß es ein Scherz ist? Ich scherze *nie*, wo es sich um Herzensangelegenheiten handelt! Und vollends hier! Ah, aber bitte, eilen Sie sich, Liebste, Beste; der Baron erwartet uns im Parke, es wird sonst wirklich zu spät. Und, nicht wahr, das Gebetbuch?

Hedwig suchte schweigend ihr größtes Gebetbuch hervor und dachte einen Augenblick daran, ein Unwohlsein vorzuschützen und zu Hause zu bleiben. Aber dieses Weib allein ins Kloster hinüberlassen . . . zu ihm . . . dem Nichtsahnenden . . . nein! sie ging mit.

Der Baron schloß sich den Damen an; er war heiterer als sonst und schien hier in der Landeinsamkeit förmlich aufzuleben. Er sah frischer und jugendlicher als gewöhnlich aus in seinem grau und grünen Anzug mit dem Jägerhut und den hohen Stiefeln.

Unsere Wanderer hatten das Kloster bald erreicht und wurden vom Frater Pförtner zum Guardian geleitet. Der freundliche alte Herr empfing sie aufs Herzlichste und schien von dem Wunsch der Damen, das alte Kloster eingehend zu besichtigen, sehr geschmeichelt zu sein. Er bot sich zur Begleitung an, da aber Baron Villani noch in Geschäften mit ihm zu sprechen hatte (es handelte sich um eine Schenkung des Gutsherrn an die Armen), so wurde Vater Makarius citirt und mit dem Auftrag betraut, den Führer durch das Kloster zu machen. Sein fettglänzendes Angesicht strahlte in heller Freude, als er dies vernahm, denn eine solche Gelegenheit, dem lang angestauten Redefluß freien Lauf zu lassen, kam so bald nicht wieder. Vergnügt wandte er sich mit den Damen dem großen Corridor zu, wo die alten Bilder hingen, und begann, nachdem er einen Frater zu Pater Julius, dem Bibliothekar, beordert hatte, mit seinen Erklärungen. Er hatte bereits im langsamen Hinunterschreiten den in Gott ruhenden

altersschwarzen Bischöfen und Aebten rechts und links verschiedene schmeichelhafte Bemerkungen angedeihen lassen und war eben vor einem Bild der heiligen Katharina von Siena im besten Zug, als eine schwere, dunkle Thüre seitwärts sich öffnete und Pater Julius mit dem Schlüsselbund in der Hand erschien. Bei dem unerwarteten Anblick der jungen Baronin färbten sich seine Stirn und Wangen mit einer plötzlichen Röthe, doch leuchtete ihm zugleich die Freude aus den Augen, die bisher nur von Ferne Verehrte nun aus der Nähe zu sehen, mit ihr sprechen, sie führen zu dürfen. Niemals war ihm sein Amt im Kloster so wichtig erschienen, als in diesem Augenblick. Aber ehe er seine Gedanken noch zu einer Anrede sammeln konnte, stürzte sich die Gräfin Gruda mit dem jugendlichsten Ungestüm auf ihn; der unglückliche Pater Makarius war förmlich weggefegt, ehe er sich dessen versah und nun begann sie ein wahrhaft leidenschaftliches Interesse für die Bibliothek an den Tag zu legen. Wie freute sie sich auf den Anblick dieses stillen Heiligthums, welche Schätze hoffte sie darin zu erblicken! All das sprach sie im Gehen noch einmal so affectirt als gewöhnlich zu Hedwig, während sie dabei Pater Julius unverwandt ansah. Im Bibliotheksaal angekommen berührte sie alle Schweinsdeckelrücken und

erkundigte sich nach der Bedeutung des kleinsten Bändchens. Als sie aber gar einen Quartanten in polnischer Sprache erblickte, schrie sie auf: O, den *muß* ich lesen! Der hochwürdige Guardian leiht ihn mir gewiß auf zwei Tage — oder vielmehr deinem Gatten, Heda! Nicht wahr, Hochwürden?

Ich glaube wohl, lächelte Pater Julius sanft. Wir werden den Band morgen den Herrschaften auf das Schloß schicken.

Schicken? rief Gräfin Gruda. — Nein! Sie müssen ihn bringen, Hochwürden, Sie, der gute Genius dieser Bibliothek, müssen uns noch so viel erklären, nicht wahr, Heda? — Hedwig befand sich in sichtlicher Verlegenheit, aber es war sicher ihre Pflicht als Schloßfrau, die Einladung zu unterstützen. Und in der That, wenn sie es nicht that, mußte er glauben, sie könne ihn nicht leiden — er, der ihr nie etwas zu Leide gethan hatte! So beeilte sie sich denn mit dem lebenswürdigsten Lächeln zu sagen, daß sie sicher auf seinen Besuch rechne.

Er verneigte sich gegen sie und nahm ihre Einladung mit ein paar artigen Dankesworten an. Dann trat der Prior mit Baron Villani in die Bibliothek, und das Gespräch wurde allgemein. Auf einen sehr verständlichen Wink der Gräfin Gruda wiederholte auch Baron Villani die Bitte um das

polnische Buch und die Einladung an Pater Julius, dasselbe als gerngesehener Gast zu überbringen — falls es der hochwürdige Guardian erlaube. Der gute alte Mann, der selten mehr das Kloster verließ, sagte darauf gemüthlich: Warum nicht? Ich sehe es gern, wenn meine allzufrommen Patres manchmal mit der Welt in Berührung kommen.

Dann verließ man die Bibliothek, nahm im Zimmer des Guardians ein kleines Gabelfrühstück, plauderte noch ein halbes Stündchen, und die Schloßherrschaften fuhren wieder nach Hause.

## **Zehntes Kapitel.**

### ***Der heilige Aloysius.***

Der folgende Tag war wieder trüb, wie sein Vorgänger. Schon um die Mittagsstunde erhob sich ein scharfer Wind und jagte die schweren Wolken am Himmel über einander. Baron Villani fuhr Morgens zu seinem Geschäftsfreund in die Stadt. Nach Tisch kam Pater Julius aus dem Kloster herüber und brachte der Frau Gräfin Gruda mit einem Gruße des Guardians das polnische Buch.

Hedwig hatte ein fast schmerzliches Gefühl, daß sie den Geistlichen zum ersten Male bei sich an der Seite dieser Frau empfangen mußte. Und doch war es ihr auch wieder seltsam froh zu Muthe, daß sie ihn hier in ihrem Heim empfangen durfte. Das Herz pochte ihr, als sie sich von ihrer Arbeit erhob und ihm zum Willkomm die Hand entgegenstreckte. Im Kamin spielte ein helles Feuer. Die Fenster waren geschlossen und klirrten leise unter den Windstößen, die von den Feldern hereinprallten. Desto behaglicher befand man sich in dem warmen, teppichbelegten Raum, und Pater Julius betrachtete beim Eintreten



mit bewundernden Blicken die reizende Umgebung der jungen Frau und sie selbst, wie sie in dem hohen Lehnstuhl am Kamin saß, von den Falten eines stahlblauen weichen Kleides umflossen, den Kopf, dessen reiches blondes Haar von einer hellblauen Schleife gehalten wurde, anmuthig zurückgelehnt. Gräfin Gruda hätte auch ohne die überladene Zusammenstellung von Grasgrün und Lachsfarbe, die sich in mehreren Stockwerken um ihre kolossale Gestalt aufbaute und von einem Tuff hochrother Rosen gekrönt war, neben der anmuthigen Hedwig eine schlechte Figur gemacht, so aber erschien sie als reine Vogelscheuche, auf der die Blicke des jungen Mönchs mit stummem Erstaunen haften blieben.

Pater Julius befand sich zuerst in einer leichten Verlegenheit den beiden Damen gegenüber, die jedoch verflog, als die ersten Reden gewechselt waren. Man nahm an dem hübsch gedeckten, mit Obst und Süßigkeiten versehenen Tisch Platz, und bald war ein unbefangenes Gespräch im Gang. Pater Julius saß mit stillem Glücksgefühl neben der sanften schönen Frau, deren Augen so antheilvoll auf ihm ruhten, wenn er sprach. Manchmal erhob sie sich ein wenig, um ihm den Teller mit Obst; oder Backwerk zu reichen, den er erröthend nahm. Beiden war es fast angenehm, daß Gräfin Gruda so laut war.

Diese war über die reizende Schüchternheit ihres kleinen Heiligen entzückt. Der läßt sich um den Finger wickeln, flüsterte sie in einem passenden Augenblick Hedwig zu. Der Arme! Er hat noch nie eine blendende Frau in der Nähe gesehen!

Nach dem Vesperbrod wurde das Klavier geöffnet. Gräfin Gruda setzte sich davor und donnerte ein Bratvourstück herunter, um dem Herzen des Heiligen den Gnadenstoß zu versetzen.

Hedwig sprach unterdessen mit Pater Julius von der Musik. Er fragte sie, ob sie auch spiele. Nur Bach und Schumann sagte sie. Wir haben im Kloster nur die Beiden cultivirt. — Und Sie?

Ich habe nie Klavierspielen gelernt, sagte er, — bloß Orgel, die Messen Palestrina's und Orlando di Lasso's alte Stücke.

Aber es sind dieselben Griffe wie am Piano, denke ich! — rief Gräfin Gruda scharf in das Gespräch hinein, sprang dann auf und schob förmlich Pater Julius auf den Klavierstuhl. Bitte, bitte, probiren Sie! Das Miserere Palestrina's. Julius suchte mit unsicheren Händen und glühenden Wangen die Accorde und sagte: Es wird nicht gehen! — Unterdessen faßte Gruda Hedwig scherzend um die Taille und zischte ihr ins Ohr: Und jetzt, Theure, Goldene, bitte, lassen Sie uns einen Moment allein,

damit er seine Angst verliert. Sie wissen, ich *muß* dies reine Herz ein wenig höher schlagen machen!

Hedwig wurde mit einem jähen Ruck aus ihren Tonträumen in die Wirklichkeit zurückgerissen. Sie klingelte. Hasza trat ein. Hedwig sprach mit ihr, und dann, als habe sie Etwas zu besorgen, trat sie mit kurzem: Pardon! gegen den jungen Geistlichen durch die Thüre des Balkonzimmers auf die Terrasse hinaus. Gräfin Gruda setzte sich auf einen niedrigen Schemel, so daß sich ihr seidenes Kleid hoch aufbauschte. Dann kreuzte sie graziös ihre Arme über die Brust, neigte ihr Haupt wie im Anhören versunken fast bis auf die Schulter des Geistlichen und sagte zwischen sein Spiel hinein: Wie wunderbar schön! Göttlich! Bravo! — Pater Julius wurde noch röther als früher und hielt im Accordegreifen inne. Sie lachen mich aus, Frau Gräfin! sagte er halb lächelnd, halb vorwurfsvoll.

Sie hielt seine Hände mit ihren großen Fingern auf den Tasten fest. O! Ich! Hochwürden, wie wenig kennen Sie mich!

Aber. Frau Gräfin . . . wenn Sie nicht spotten, so weiß ich in der That nicht, wie Sie falsche Accorde schön nennen können, sagte er schüchtern. Ohne Noten treffe ich nichts — und selbst dann wäre auf

dem Piano nicht schön, was auf der Orgel annehmbar ist.

O, Hochwürden, verleumden Sie sich nicht selbst! schwärmte Gruda. Sie haben heilige Gedanken und heilige Gefühle, und das verleiht Ihrem Spiele und Ihren Zügen einen unaussprechlichen Zauber für — gläubige Gemüther. Apropos, Hochwürden, kommen Sie . . . Sehen Sie da dies alte Bild?

Und Gräfin Gruda nahm Pater Julius kindlich unbefangen unter dem Arme und führte ihn ans entgegengesetzte Ende des Salons, wo ein altes schönes Gemälde des heiligen Aloysius hing. Unter demselben befand sich die Inschrift in lateinischer Sprache: *Innocentem non secuti Poenitentem imitemur*. Pater Julius neigte vor dem Bilde sein Haupt. Es lag nichts Frömmelndes in der Bewegung. Nun? fragte er die energische Dame.

Nun —, sagte sie geziert. — Sehen Sie, Hochwürden, dieses Bild entzückt mich. Und *Sie* — Sie sind das leibhafte Original dieses Bildes. Darum, als ich Sie zum ersten Male erblickte, hatte ich eine unbeschreibliche Andacht für Sie! Und nun möchte ich Sie fragen — aufs Gewissen! — ist es eine Sünde, sich für einen Heiligen zu interessiren wie für einen Freund? Und — glauben Sie, Hochwürden, daß der heilige Aloysius von Gonzaga sich jemals

herabgelassen hat, sich für ein armes Weib zu interessieren?

Vater Julius war jetzt in seinem Fahrwasser. Da wußte er Bescheid und — fühlte sich der Dame überlegen. Seine Wangen glühten noch, aber voll Eifer.

Nein, sagte er fest. Der heilige Aloysius von Gonzaga hat sich niemals für ein Weib interessirt, er hat nicht einmal je eines angesehen.

Aber dann muß ihm ja die Welt recht traurig erschienen sein?

Und warum? sagte Pater Julius, von seinem Gegenstand ergriffen. Es giebt ja so viele, so große Dinge, an die man sein Herz hängen kann — ja *muß*, wenn man es ehrlich meint mit der kurzen Spanne Zeit, welche man *Leben* nennt. — Der junge Priester sprach mit voller Begeisterung. Keine Spur von Schüchternheit war mehr in ihm. Betrachten Sie nur die Schicksale der Menschen, das viele Elend der Welt! Hier stirbt Jemand mit schwerem Herzen und läßt seine Lieben in Verzweiflung zurück — in jenem Hause weint anderer Gram und Kummer. Sein Leben anwenden, um die Armen, Reuigen und Verzweifelnden zu trösten — das ist des Priesters Beruf, es ist der höchste der Welt. Sein Herz, das für Tausende schlagen muß, hat für kein einzelnes

Interesse Raum, kein eigennütziger Wunsch darf eine Seele trüben, die jeden Augenblick bereit sein muß, im Dienst ihres Gottes das Höchste und Schwerste freudig zu vollbringen!

Pater Julius hielt inne, und in seinen Augen leuchtete die reine Begeisterung so hell, wie der Heiligenschein Gonzaga's auf dem alten frommen Bilde.

Gräfin Gruda beugte sich ganz entzückt über die Hand des jungen Priesters und flüsterte wie in Ekstase: O, wie schön! O Hochwürden! Sie sind ein Heiliger! Sie müssen mich als Beichtkind annehmen. Wie schön ist Ihre Hand, wie geschaffen zum Segnen! Ich — muß sie küssen!

Aber noch ehe ihre Lippen seine Hand berühren konnten, hatte er ihr dieselbe schon entzogen.

O! Was thun Sie, Frau Gräfin! — rief er. Was denken Sie! Um keinen Preis! Sie meine Hand küssen! Sie, eine alte, ehrwürdige Dame . . .!

Der Arme! Er hatte keine Ahnung von der schrecklichen Tragweite seiner Worte in *diesem* Augenblicke! Gräfin Gruda starrte ihn einen Moment lang mit Augen an, die um ihre eigene Achse wirbelten. Dann fingen ihre Finger an, krampfhaft zu zucken. Dann erst kam die Stimme wieder, sie stieß

einen schrillen, empörten Schrei aus und ließ sich in den nächsten Sessel fallen.

---

Hedwig war auf der Terrasse draußen gestanden, von, dem immer lauter werdenden Herbststurm umtobt. Sie lehnte auf der Balustrade, einen Shawl mit beiden Händen um die Achseln gezogen, und sah starr in das Blättergewirbel auf den Kieswegen. In ihrem Herzen bebte eine tiefe Empörung ohne Namen, ohne Gestalt. Dieses Weib sprach mit ihm im Salon drinnen. Was war dabei? Und doch hätte sie darüber erbitterte Thränen weinen können. Da erklang plötzlich der eine unharmonische Schrei. Mit einem Schritte war sie im Musiksalon und blieb auf der Schwelle stehen, während der Abendwind in ihren offenen, weichen Haarsträhnen spielte. Pater Julius stand sehr erschrocken vor Gräfin Gruda, und Gräfin Gruda hatte den Herzkrampf. Es wurde nach Essig geklingelt, und der Herzkrampf ging vorüber, eben als Baron Villani am Hause anfuhr. Gräfin Gruda wurde dann auf ihr Zimmer gebracht, und Baron Villani bat, nachdem die erste Aufregung sich gelegt hatte, als liebenswürdiger Hausherr. Pater Julius möge noch zum Thee bleiben. Aber Pater

Julius mußte heim und empfahl sich schüchtern, wie er gekommen war. Doch mußte er versprechen, mit den Notenheften der Palestrina-Messe wiederzukommen, und da der Wagen noch angespannt war, führte ihn derselbe ins Kloster zurück. Gräfin Gruda erschien nicht mehr zum Thee; sie hatte Migräne. Während Villani sich's bequem machte, besuchte Hedwig die Patientin in ihrem Zimmer. Dieselbe hatte jetzt einen weißen Schlafrock an, und Hasza machte ihr Stirnumschläge von Citronenscheiben.

Wie geht es Ihnen, arme Gräfin? fragte Hedwig. Morgen wird hoffentlich Alles wieder gut sein?

Morgen? stöhnte Gräfin Gruda wuthzitternd. Morgen reise ich ab — nach Hause —!

Wie? Und Ihr heiliger Aloysius? fragte Hedwig unwillkürlich.

Gräfin Gruda neigte sich von ihrem Divan aus gegen die junge Frau und zischte ihr heiser ins Ohr: Dieser heilige Aloysius, Baronin, ist ein — ein — ein — Flegel!

Dann fiel sie vor Zorn wimmernd in die Divankissen zurück.

Und am andern Morgen fuhr sie wirklich heim.



## Elftes Kapitel.

### »*Unter verblühenden Asten.*«

Die Zeit ging in raschem Flug dahin, die letzten Herbstblumen hingen welk an ihren Stielen, und die Bäume standen kahl und leer. Die Sonne kam oft tagelang nicht zum Vorschein, während eintöniger Nebel über die Landschaft ausgebreitet lag, und still, wie in der Natur draußen, wurde es allmählich auch auf Schloß Sporbach. Ein paar Mal kam Madame Lora für einige Stunden herausgeflattert und erfüllte die Gänge und Zimmer mit ihrem lebhaften Geplauder und Lachen. Sie küßte ihre Tochter, war äußerst liebenswürdig gegen Baron Villani und schaute dabei doch Jedem und Allen scharf ins Gesicht, ob sie nirgends eine neue Sorgenfalte erblicken könne, dann verschwand sie wieder, wie sie gekommen war. Manchmal kam der gute Guardian zum Speisen herüber und vertiefte sich dann mit Baron Villani in den Plan zu einem Werk über historische Topographie, das die Beiden gemeinschaftlich zu schreiben gedachten und wobei die gelehrten Studien des Guardians von der

persönlichen Erfahrung seines ungelehrten Freundes unterstützt werden sollten. Baron Villani selber war oft in der Stadt, allerdings nicht so oft, daß man hätte sagen können, er vernachlässige seine kleine Frau. Aber er brachte doch ganze Tage bei den Club-Bekanntem der Residenz zu und machte dort Abends gern sein Spielchen wie in früheren Zeiten. Baronin Hedwig fand das ganz natürlich, — sie zeigte niemals die kleinste Empfindlichkeit über die Abwesenheit ihres Gatten, so daß er mit gutem Gewissen einen Theil seines früheren heiteren Junggesellenlebens wieder aufnehmen konnte.

Ein lieber und beinahe häufiger Gast war Pater Julius. Er kam nicht zu oft, »aber er blieb lang«, wie Jungfer Hasza Jedem sagte, der es hören wollte. Er spielte mit der Frau Baronin zu vier Händen die Messen der alten italienischen Meister von Cremona und Padua. Und dann übersetzten sie den lateinischen Text der Missa. Das heißt, Hedwig suchte ihn zu übersetzen, und Pater Julius besserte die Aufgaben aus. Die Herbstnachmittage gehen bald in Dämmerung über, und so kam es, daß Pater Julius manchmal erst, nachdem die Lichter angezündet waren, das Schloß verließ. Bald war Baron Villani zu Hause, bald nicht; so oft er aber Pater Julius sah, war er von der vollkommensten Liebenswürdigkeit gegen

ihn, wohl aus Dankbarkeit, daß dieser seiner kleinen Frau die langen traurigen Herbsttage erheitern half.

Es war ein windiger Morgen; draußen wirbelte das dürre Laub über Wege und Rasenplätze; dann und wann blickte die kalte, trügerische Spätjahrssonne durch die Wolken und warf einen grellen Schein über die dünnen Stoppelfelder und den entlaubten Wald. Baron Villani trat in Hedwig's Zimmer, um sich für einen Tag von ihr zu verabschieden. Als sie ihm freundlich zunickte, sagte er, von einer plötzlichen Idee ergriffen: Warum gehst du eigentlich nicht einmal mit, liebe Hedwig? Du bist ja seit Wochen nicht über den Schloßpark hinausgekommen, das muß dir doch auf die Dauer sehr langweilig sein. Komm mit mir, du gehst heute Abend in die Oper, und nachher hole ich dich wieder bei deiner Mutter ab!

Hedwig legte sich in den Sessel zurück und sah lächelnd zu ihrem Gatten empor. Dann zeigte sie auf ihr einfaches Hauskleid, was sie eben fast immer trug und sagte: Ich bin ja gar nicht in Toilette, lieber Jérôme, um mit dir zu fahren. Ein ander Mal, ich bleibe heute wirklich lieber zu Hause. Es ist so hübsch, still im warmen Zimmer zu sitzen, wenn draußen der kalte Wind ums Schloß tobt und an den Fenstern rüttelt. Du kannst mir glauben, daß ich hier

vergnügter bin, als in der Oper unter den fremden Menschen. Es ist nirgends so schön, als daheim.

Findest du das? sagte er leise und sah ihr mit einem prüfenden Blick in die Augen. Und fühlst du dich hier daheim und zufrieden?

O ja! — sagte sie rasch und freudig mit glänzenden Augen. Auf der ganzen Welt würde ich nirgends glücklicher sein!

Seine Lippen schlossen sich für einen Augenblick fest zusammen. Dann sagte er: Wie glücklich mich das macht! Nun, so will ich also allein in die Stadt. Ich bin recht liederlich, nicht wahr? Aber du weißt, alte Gewohnheiten . . .

Natürlich! rief sie eifrig und legte aufstehend ihre Hände auf seine Achseln. Ich könnte es mir nicht verzeihen, wenn du dir meinetwegen Zwang anthätetest. Adieu, und gute Unterhaltung!

Fünf Minuten darauf rollte der Wagen des Barons fort, und Alles wurde wieder still. Aus dem Hof klang eintöniges Plätschern — der Reitknecht wusch eine Kalesche, in der Küche bereitete man Theebrod, Hasza nähte in ihrem Zimmer an einem Kleid für die gnädige Frau. Herr Groß staubte im Zimmer des Barons Bücher ab, und Hedwig ging hin und wider, griff ein paar Accorde auf dem Flügel, nahm dann einen Augenblick ihre Stickerei und warf sie wieder

hin, um in dem Missale, an welchem sie jetzt übersetzte, zu blättern. Aber all dies schien ihr nicht zu genügen, sie legte sich wieder mit unter dem Kopf gekreuzten Armen in den hohen Lehnstuhl am Kamin und betrachtete die herrliche Bronze-Pendule, deren Zeiger an diesem trüben Nachmittage so langsam weiter schlichen. Dann spähte sie durchs Fenster hinaus. Wie rasch die Wolken jagten, wie rasch jagten sie den Tag vorbei, und —

Weshalb kam Pater Julius nicht? Er hatte doch versprochen, heute den Thomas a Kempis aus der Klosterbibliothek zu bringen. Es giebt Tage im Jahressinken, trostlose heimatlose Tage, wo der letzte blasse Sonnenstrahl die Einsamkeit um uns her nur noch greller beleuchtet, und wo wir mit unbesieglichem Sehnsucht nach dem Herzen schmachten, welches uns — bewußt oder unbewußt! — am nächsten steht auf Erden. Heute war ein solcher Tag und eine solche Stunde.

Und er kam nicht! Sie hüllte sich in einen Shawl und ging in den Park hinab, dem heftigen Sturmwind entgegen. Am Eingangsgitter stand ein altes verlassenes Parkhüterhäuschen, von dürrem Gerank fest umstrickt. Da ließ sie sich nieder und schaute in die rauschende Luft hinaus.

Die Sonnenstrahlen fielen immer spärlicher durch die grauen Wolken, und Hedwig blickte die Pappelallee entlang, durch die man vom Kloster zum Schlosse kam.

Fühlte sie, wie seltsam unruhig die Natur um sie war, als ahne sie ein Unglück? Hätte sie, wie das Laub um sie raschelte, wie geisterhafte Warnungsstimmen, und wie der Wind mit dumpfen Klagetönen von der Haide hereintos'te? Dachte sie mit stillem Grausen an die eben durchschrittenen düstern Schloßgänge mit den schwarzen, drohenden Ahnenbildern, die sie in der Dämmerung so seltsam angestarrt hatten, oder empfand sie es als ein Unrecht, daß sie ihren Gatten nicht vermißte, sondern Herzweh hatte, weil Pater Julius nicht kam? —

Nein — von alledem fühlte sie nur das Eine: Wie bald konnte es Abend sein, und er kam nicht!

Endlich schlug nicht das Sturmesbrausen allein an ihr lauschendes Ohr, sie hörte deutlich auf der harten Erde der Allee Schritte, die sich ihr näherten. Rasch erhob sie sich, um durch die offene Thüre des Parkhäuschens hinaus zu spähen und gewahrte ihn wirklich, wie er mit hastigem Gang die Allee herauf kam. Sie winkte ihm voll Freude entgegen, und im nächsten Augenblick war er bei ihr. Er blieb fast athemlos unter dem Eingange des steinernen

Häuschens stehen und sagte aus tiefstem Herzen: Gott sei Dank! Da bin ich! Ich fürchtete schon so sehr, nicht kommen zu können. Es wurde außerordentliches Gebet angesagt zum Gedächtniß unseres früheren Guardians. — ich hatte gestern gar nicht daran gedacht. Ich wollte trotzdem andächtig sein, und ich konnte es nicht! Der liebe Gott mag es mir verzeihen. Ich dachte nur daran, daß Sie warten, Frau Baronin, und wünschte den Schluß des Gebetes herbei. Aber da bin ich nun und bin froh darüber. Drei volle Tage nicht hier gewesen zu sein, das kann ich mir gar nicht mehr vorstellen. Er sagte das Alles rasch und warm, in seiner natürlichen offenen Weise, denn er war unschuldig und dachte nicht, daß er eine Schuld verrieth. Diese beiden jungen Herzen hatten seit Wochen zum ersten Male so lange vergebens auf einander gewartet! Und wer geliebt hat, der weiß, wie das erste Warten alle Kräfte der Liebe jählings zum Wachsen bringt, wie es alle Schleußen öffnet, daß die Flut des Gefühls Alles überströmt, wie die Sonne im Mai, wenn sie aus den Wolken bricht. Sie hatten auf einander gewartet, bis fast die Hoffnung verschwunden war, sich heute noch zu sehen, und jetzt standen sie einander doch gegenüber und hielten sich zum ersten Male an den Händen. Sie wußten nichts von ihrer Liebe, sie trugen noch keine Schuld

im Herzen, aber ihre Blicke ruhten in einander und sprachen es ohne Worte aus, daß sie sich gegenseitig theurer waren als alles Andere auf der Welt. Er hatte die Bücher gebracht, und im Salon oben lagen die Noten der Missa auf dem Flügel. Aber es wurde an diesem Nachmittag weder gelesen noch musicirt: Sie blieben noch lange in dem Häuschen sitzen und sahen, wie der Wind die dünnen Blätter um die kleine Hütte fegte, während die wechselnden Sonnenlichter über die Landschaft liefen, und sie kamen in ihren Frühlingsherzen überein, daß der Spätherbst die schönste Jahreszeit auf Erden sei. Dies verlassene Hüttchen war von allen Seiten offen, und sie sprachen laut. Doch übertönte das Windesbrausen ihre Worte, so daß von einer Steinbank, welche hinter dem nächsten Gebüsch stand, ein Mann, der da aufmerksam horchend eine Zeit lang gestanden hatte, sich verdrießlich entfernte. Er schlenderte auf das Schloß zu, indem er vor sich hinbrummte: Es ist doch zu einfältig, sie so neben einander sitzen zu sehen, wie die Weihnachtspuppen und nicht zu hören, was sie schnattern. Es war Herr Groß, dessen niemals sehr reizendes Gesicht sich beim Lauern durchaus nicht verschönert hatte. Als er näher zum Hause kam, sah er seine Braut Hasza im zweiten Stockwerk am Fenster sitzen und nähen. Dabei lugte sie unverwandt



nach dem Parkgitter und nickte ihm verständnißinnig zu.

Herr Groß nickte ebenfalls, wandte sich dann wieder um und schlenderte die Allee entlang, der Straße zu.

Der Abend dämmerte schon stark, als Pater Julius sich aus dem Schlosse entfernte, er dankte freundlich auf den demüthigen Gruß des Kammerdieners.

Baron Villani kam gegen Mitternacht zurück. Baronin Hedwig war schon in ihren Gemächern, aber Hasza machte ihm noch einen Knix auf dem Gange.

So spät noch auf! sagte Baron Villani.

Ja wohl, gnädiger Herr. Ich plauderte ein wenig mit Groß, sagte Hasza naiv. — Und da Seine Hochwürden, Herr Pater Julius, stets so spät das Schloß verläßt, so habe ich noch nicht lange Feierabend . . .

Es ist gut. Die Baronin befindet sich wohl?

O, sehr wohl! — sagte Hasza gedehnt und lächelnd.

In seinem Zimmer fand Baron Villani Herrn Groß, die Nachttoilette ordnend und etwaige Befehle erwartend. Der gewandte Bursche hatte als Kammerdiener seine großen Verdienste und wußte aufmerksam jedem Befehl zuvor zu kommen. Der Herr Baron wird sich nicht mehr zur Frau Baronin

begeben? Nein? Nun ja, die Frau Baronin wird müde sein. Sie hatte so lange ihren Besuch — Herr Groß schwieg und sah erwartungsvoll seinen Herrn an; dieser aber nahm so wenig Notiz von ihm, als sei Herr Groß bloß eine Fliege, die in einer Zimmerecke surre. Baron Villani machte ruhig seine Nachttoilette und setzte sich ans Kamin, in welchem ein helles Feuer brannte. Er befahl, das kleine Leuchtertischchen mit der kalten Küche und den Groggingredienzien dorthin zu schieben.

Herr Groß bebte vor Wuth über das Schweigen seines Herrn. Dieser mischte sich ruhig ein Glas Grog, zerbröckelte ein Stückchen Backwerk, streckte sich bequem in seinem Fauteuil aus, schaute ins Feuer und dann auf Herrn Groß und sagte endlich in jenem souveränen Tone, den er stets gegen seine Domestiken anzunehmen pflegte, und in dem ein unbeschreiblicher Hochmuth lag: Sagen Sie, Groß, Sie sind der Bräutigam von Mamsell Hasza, der Jungfer meiner Frau?

Die falschen Augen des Herrn Groß leuchteten hell auf. Ja, sagte er halb dienstbeflissen, halb geckenhaft, zu dienen.

Der Baron fuhr fort, ohne sich nach ihm umzusehen, während er sein Glas vollschenkte: Mamsell Hasza ist meiner Schwiegermutter sehr

zugethan. So oft ich nach der Stadt komme, erzählt mir Frau von Gallina Neuigkeiten über meinen Haushalt, welche sie von Hasza erfahren oder vielmehr *erkauft* hat; denn meine Schwiegermama zahlt gut. Die Stimme des Herrn Barons war ganz ruhig, wie er das sagte. Herr Groß wollte reden, aber der Baron machte eine Handbewegung und fuhr über die Achsel gewendet fort: O, ich finde das ganz in der Ordnung. Wenn man bald heiratet, hat man gerne einen Nebenverdienst, um sich eine Ausstattung anzuschaffen. Was könnte natürlicher sein? Nur — ich gestehe es — finde ich es sehr umständlich, daß ich diese Neuigkeiten über das private Leben der Frau Baronin Villani stets in der Stadt erfahren soll — von ihrer eigenen Mutter, die es von Ihrer Braut erkauft hat. Ich finde diesen Umweg umständlich und unzuverlässig. Die Neuigkeiten über meinen Haushalt sagen Sie künftig gefälligst mir direct, lieber Groß — und bestimmen Sie das Honorar für die Zeile selber. Verstehen Sie? Melden Sie mir jeden Schritt, den die Frau Baronin in meiner Abwesenheit thut, und der *Ihrem* geläuterten Sinne nicht convenirt. Er wird Ihnen von mir gut bezahlt. Sind Sie jetzt zufrieden? — Damit öffnete Baron Villani, immer ohne sich umzusehen, sein Portefeuille und zog eine

Banknote heraus die er auf den Teppich flattern ließ, wie man einem Hund einen Knochen hinwirft.

Herr Groß hatte hocheerstaunt, fast versteinert zugehört, — er hatte sich beleidigt fühlen, vertheidigen, betheuern wollen. Wie er aber die Banknote flattern sah, bückte er sich rasch, und alle seine Vorsätze gingen in einem widerlichen Grinsen unter. Er haschte nach dem Gelde, fing dann, noch immer gebückt vor seinem Herrn stehend, an zu erzählen, was er wußte, von heute Nachmittag und von gestern, und vom Pater Julius und von allem Möglichen. Er fand gar kein Ende.

Baron Villani hörte ruhig zu, ohne sich nach ihm umzuwenden. Vielleicht zitterten die Hände, die so gelassen auf dem Tischchen trommelten; vielleicht hätten sie, wäre ein Dolch in der Nähe gewesen und hätte man im fünfzehnten Jahrhundert gelebt anstatt im neunzehnten, den Erzähler niedergestoßen wie einen Hund. So aber horchte Baron Villani ruhig zu, bis Herr Groß der Athem ausging, und sagte dann: Es ist gut. Bringen Sie mir morgen weitere Nachrichten zu demselben Preise.

## **Zwölftes Kapitel.**

### ***Eine Neuerung.***

Baron Villani ging in dieser Nacht nicht zu Bette, der grauende Tag fand ihn nach an seinem Schreibtische vor der Lampe sitzend. Als das Morgenlicht durch die Ritzen der Jalousien drang, fuhr er aus seinem Brüten auf und erhob sich aus dem Lehnstuhle. Er war bleich und sah alt aus. Jetzt erst entkleidete er sich und streckte sich auf das Bett — aber nicht um zu schlafen, denn er klingelte und »wollte sich anziehen«. Herr Groß sollte nicht wissen, daß er die Nacht durchwacht hatte.

Allgemach wurde es lebendig im Schloß, man hörte aus dem Frühstückszimmer Tassen klirren, der Tisch für die Herrschaft wurde gerichtet. Baronin Hedwig erschien zuerst in dem behaglichen Raum. Sie sah heiter und frisch aus. Ihr offenes Haar fiel — bloß durch ein lila Band gehalten — in dichten Wellen über die Schultern hinab, und es war ein reizender Anblick, wie sie in ihrem hellen eleganten Morgenkleid so hausfrauenhaft und fröhlich am Frühstückstische hantirte. Der Baron ließ auf sich

warten. Endlich kam er, ruhig wie gewöhnlich, nur ein wenig blasser, was aber Hedwig nicht auffiel. An der Thür des Frühstückszimmers blieb er einen Augenblick stehen und preßte unwillkürlich die Hand aufs Herz, als er seine Frau betrachtete. Welch eine Nacht hatte er durchwacht, wie hatte er gezögert, an diesem reinen, hellen Morgen ihr entgegen zu treten! Und da war sie — rein und hell wie der Morgen selber, und ein unbeschreibliches Etwas von Mädchenhaftigkeit und Unschuld lag in dem Blicke, mit welchem sie ihn unbefangen begrüßte. Wie *glücklich* sie ist! Wie muß sie ihn lieben! — murmelte Villani für sich. Es ging beim Frühstück lauter zu als sonst, denn Hedwig wußte viel zu sagen und zu fragen. Villani ließ seine Augen mit einem seltsamen Gemisch von Trauer und Bewunderung auf ihrem holdseligen Angesicht ruhen, das ihm voll freundlicher Heiterkeit zugewandt war.

Ich bedaure wirklich, daß du gestern nicht mit mir in der Stadt warst, Hedwig, sagte er dann. Die Patti sang die Desdemona.

Hast du sie gehört?

Nur einen Act lang; ich war mit d'Equilli in der Loge deiner Mutter.

O, ich bin gar nicht unglücklich über das Versäumniß! Ein einfacher Landabend ist mir lieber

als der höchste Theatergenuß, das weißt du ja, Jérôme, lächelte sie und spielte mit ihrem Löffelchen am Tassenrande.

Und doch ist der Herbst so traurig.

Der Herbst? Ich kenne nichts Schöneres als den Herbst! rief sie voll Eifer.

Ja, du bist recht heiter jetzt, Hedwig — und du siehst auch vortrefflich aus, sagte er gepreßt.

Findest du? bedankte sie sich lustig.

Ich finde es wirklich. War Jemand vom Kloster da?

Ja. Zu einem kurzen Besuch, sagte sie hingeworfen.

Der Guardian?

Nein — Pater Julius.

Ein, recht sanfter Mensch. Ist er aber nicht ein wenig — albern? Du mußt ihn doch jetzt schon genauer kennen.

Albern? Wie kannst du so etwas sagen? Er hat ein so warmes, frommes Gemüth — und ist so gelehrt!

Langweilig ist es aber doch, immer auf dieselbe Gesellschaft angewiesen zu sein, meinte Villani. Und leider muß ich dich künftig noch öfter allein lassen als früher. Du erinnerst dich an den Prozeß, den ich mit meinem Onkel in Schottland habe? Nun, der wird hier in der Residenz ausgetragen, und meine Anwesenheit ist bei der Sache — es handelt sich um

etwa 500000 Gulden — öfters dringend nöthig. Ich werde manchmal für mehrere Tage in die Stadt müssen. Da ich aber weiß, daß du ungern ganz hinein ziehen würdest —

Ja, Jérôme, du weißt, wie unheimlich mir die Stadt ist und — unsere Gesellschaft dort.

Ja. Da ich das wußte, habe ich mich mit deiner Mutter besprochen, und in den nächsten Tagen schon wird sie dir eine Gesellschafterin herausbringen, eine Italienerin Madame Gyzinke, die Wittwe eines Majors in päpstlichen Diensten. Ihr Gatte war, glaube ich, von Geburt ein Ungar. — Hedwig ließ ihr Löffelchen fallen und starrte ihren Gatten einen Augenblick sprachlos an, indem sie plötzlich sehr blaß wurde.

Eine — eine Gesellschafterin . . ., sagte sie endlich fast weinerlich.

Ja, fuhr Villani ruhig fort, faßte das vor ihm liegende kleine, silberne Dessertmesser und stöberte damit, ohne Hedwig anzusehen, zwischen Backwerkresten herum. Sie soll eine äußerst lebenswürdige und distinguirte Dame sein und zu Lebzeiten ihres Mannes ein angenehmes Haus gemacht haben.

Aber — ich —



Villani faßte das kleine, unschuldig aussehende silberne Messer fester in seine Hand und lachte beinahe. O, liebe Hedwig, ich glaube ganz gern, daß du dich hier nicht langweilst und am liebsten auf jede Gesellschafterin verzichten würdest. Es zeigt mir das aber nur, welch harmloses Klosterkind du noch bist, und wie doppelt nothwendig es ist, für dich Sorge zu tragen. Du *kannst* nicht tagelang hier allein bleiben, liebe Hedwig.

Und warum nicht? fragte Hedwig plötzlich ernst.

Um nicht in den Mund der Leute zu kommen, um keine Veranlassung zu Schwätzereien zu bieten, die .

..

Hedwig wurde plötzlich-gluthroth im Gesichte. Wie? stammelte sie, was kann die Welt daran finden, wenn ich in meinem Hause allein und ungestört sein will?

Sie kann den Grund suchen, *weshalb* Sie allein und ungestört sein wollen, sagte Villani einfach. — Und kurz und gut, ich finde es unerläßlich, daß schon in der nächsten Zeit — schon in den nächsten Tagen Madame Gyzinke hierherkommt.

Hedwig war kleinlaut. Sie empfand plötzlich wieder ihre Fesseln, die sie in den letzten Tagen fast vergessen hatte. Thue, was du willst, Jérôme. Mir ist Alles recht. Bleibst du heute zu Hause?

Leider nein. Heute ist der erste Prozeßverhandlungstag. Und ich weiß überhaupt nicht, *wann* und ob ich nach Hause komme. Erwartest du Besuch heute?

Hedwig sah ihn an. Dann sagte sie: Nein.

Und was wirst du anfangen?

Arbeiten, Lesen, Musiciren, Spazierengehen, sagte Hedwig. Ich werde eben heute noch ohne Madame — wie heißt sie? — zu leben suchen. Sie lächelte dabei wieder, aber all ihre frohe Laune war fort. Der Herbst war auch *ihr* trübe geworden.

## Dreizehntes Kapitel.

### *»In Leid und Freud bis zum Tode.«*

Hedwig ging an jenem Nachmittag in der That spazieren, obwohl sich die Sturmwolken am Himmel jagten und die Luft empfindlich kalt war. Sie nahm ein leichtes Tuch um die Schultern und einen Schleier über ihre Haare. Hasza brachte mit impertinentem Lächeln einen Wintermantel und sagte: Die gnädige Frau dürften sich wohl besser vorsehen, wenn Sie die gute Luft bei so schlechtem Wetter genießen wollen.

Hedwig war eine zu groß angelegte Natur, um ein solches Wort zu beachten. Sie sagte also nur: Mir ist nicht kalt.

Darf ich wenigstens die Frau Baronin begleiten?

Nein, sagte Hedwig kurz, und ging die Treppen hinab.

Ihr Gemüth war noch so jung und unwissend über alle Perfidieen der Welt, daß sie ganz unbefangen dem Zuge ihres Herzens folgte. Und dieser schien ihr so unschuldig, weil er sie so sehr beglückte!

Hedwig schritt rasch über die dünnen Felder, an der kahlen Klostermauer entlang bis zum Klosterpark, der sich ziemlich weit hinter den Gebäuden erstreckte. Das Windestosen hörte mit dem Eintritt in die geschützte Waldung auf. Hier vernahm man nur ein leises Knistern, mit dem die blattlosen Zweige sich hin und her wiegten, während der Fuß wie auf einem bunten Teppich über die feuchten, weichen Laubmassen geräuschlos dahinschritt. Tief im Gebüsch, etwas vom Wege ab, stand ein alter verfallener Brunnen, von einer Mauernische überwölbt, und hierher kam Pater Julius täglich nach Tisch, um zu lesen. Wie oft hatte er das in Sporbach erwähnt! Und obgleich Hedwig den Brunnen noch nie gesehen hatte, fand sie ihn heute ohne jede Erkundigung und ließ sich ermüdet auf die steinerne Bank unter dem Mauerbogen nieder. Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet und die Augen auf den Boden geheftet, so daß sie nicht gewahrte, wie jetzt Pater Julius den Weg heraufkam. Auch er bemerkte sie erst, als er dicht vor ihr stand, und ließ vor Überraschung fast sein Buch aus der Hand fallen. Dann rief er freudig aus: O, Frau Baronin, wie kommen Sie hierher?

Sie warf einen Blick rund um sich und antwortete dann mit leiser Stimme:

Ich wußte, daß ich Sie hier treffen würde, und ich war heute so traurig, daß ich eines Freundes bedurfte.

Er zog ihre Hand an seine Lippen, es schien ihm das so natürlich, obgleich er früher nie eine Frauenhand berührt hatte.

Und was hat Sie traurig gemacht?

Die Aussicht, von morgen an eine Gesellschafterin zu haben, weil Baron Villani glaubt, ich könne schicklicherwise nicht allein hier leben. Stellen Sie sich vor, Hochwürden, eine fremde, unbekante, vermuthlich recht unliebenswürdige Frau, die dann nicht mehr von meiner Seite weicht, keine Freude an Musik und Lectüre hat und mich mit ihrem langweiligen Geschwätz zu Tode martern wird. Ist das nicht schrecklich?

Ach ja, mit unsern schönen Musikstunden ist es dann natürlich vorbei! sagte der junge Mönch wehmüthig.

Das ist es ja eben, warum ich so unglücklich bin, rief Hedwig eifrig. Alles, was mich bis jetzt erfreute, hört dann auf!

Pater Julius versank in ein so tiefes Nachdenken, wie noch selten über eine dunkle Kirchenväterstelle. Aber umsonst, der theologische Scharfsinn konnte einer so verzweifelten Situation gegenüber wenig helfen.

Könnte man denn die Dame nicht mit guter Manie wieder entfernen? schloß er endlich seine mühsamen Denkoperationen.

Wie sollte ich das anfangen? Ich habe ja keinen eigenen Willen und darf ihn nicht haben, sagte die junge Frau mit bebender Stimme, während es um ihre Lippen zuckte. Mein Leben ist das des Vogels im goldenen Käfig — ich muß der Hand, die mir Zuckerbrod reicht und mich dazu einschließt, noch dankbar sein! — Ich sollte das nicht sagen, fuhr sie rascher fort, ich habe es auch noch nie gegen Jemanden gesagt, aber nun, wo er mich meiner einzigen Lebensfreude berauben will, muß es einmal heraus, ich würde sonst daran ersticken. Es hilft ja doch nichts, ich muß es weiter tragen, aber Ihnen, Hochwürden, meinem einzigen Freunde auf der Welt, darf ich es klagen, wenn mir das Herz *zu* voll ist!

Pater Julius gedachte, des Augenblicks, wo *seine* Hand die junge Frau in ihre Fesseln geschmiedet hatte, und ein leiser Seufzer entschlüpfte seinen Lippen. Also war nun doch Alles so gekommen, wie er gefürchtet hatte!

Er senkte sein Haupt und saß lange schweigend neben ihr, ohne sie anzusehen. Daß es nun seine Pflicht gewesen wäre, ihre Seele mit geistlichen Trostesworten zu stärken, daran dachte er nicht,

sondern im Überwallen eines heißen Mitleids zog er ihre Hand nochmals an seine Lippen und rief: Ihr Freund! Ja, gnädige Frau, das bin ich und werde es bis zu meinem letzten Athemzuge bleiben! Könnte ich Ihnen doch helfen! Er hielt plötzlich inne . . . sie sah lächelnd zu ihm auf und fühlte sich in diesem Augenblick durchaus nicht mehr so unglücklich, wie noch kurz vorher.

Es ist mir schon viel leichter ums Herz, als da ich kam, sagte sie, und vielleicht wird Alles nicht so schlimm, als ich dachte. Ich danke Ihnen, Hochwürden, für Ihre freundlichen Worte, ich wußte es, daß ich bei Ihnen Trost finden würde. Und unsere Musikstunden, fuhr sie munter fort, geben wir *nicht* ohne Weiteres auf, vielleicht kann man die Frau Majorin mit Palestrina und Pergolese in die Flucht schlagen! Das wäre doch herrlich! Sie streckte ihm lächelnd die Hand hin, und er betrachtete mit glänzenden Blicken den reizend-muthwilligen Ausdruck ihres Gesichtes. Auch ihm war plötzlich leichter ums Herz geworden, und bald plauderten die Beiden wieder in ihrer alten unbefangenen Weise. Aber mit einem Male erinnerte er sich, daß er schon viel länger als gewöhnlich hier am Brunnen verweile, und nahm Abschied, um ins Kloster zurückzukehren. Hedwig hatte sich mit ihm erhoben und stand an das

Gemäuer gelehnt, als er ging. Ihren blauen Schleier hatte sie abgenommen und winkte ihm, als er sich nochmals umdrehte, damit zu. Dann verschwand seine Gestalt zwischen den Stämmen, und sie kehrte für einen Augenblick auf den früheren Platz zurück, um ungestört alles soeben Erlebte noch einmal an sich vorübergehen zu lassen. Es hatte sich doch nichts in ihrer Lage verändert, woher kam denn die helle Freudigkeit in ihrem Herzen, als habe sie einen kostbaren Besitz dort geborgen, der ihr alles Schwere leicht machte und unvergänglich ihr eigen war? Hedwig wußte es nicht und sann noch vergebens darüber nach, als sie plötzlich ihr Herz stille stehen fühlte vor namenlosem Entsetzen und ihre Gedanken sich wie Blitze im Gehirn kreuzten. Wie aus der Erde gewachsen stand ihr Gatte vor ihr und sah sie mit so dunkeln, drohenden Blicken an, daß sie beinahe vor Entsetzen laut aufgeschrieen hätte. Ein entsetzliches Schuldbewußtsein bemächtigte sich ihrer, ohne daß sie klar wußte, warum. Die Frage, wie ihr Mann hierhergekommen, erstarb ihr auf den Lippen, sie starrte ihn nur wortlos an.

Ihre Handschuhe waren ihr entfallen, der Shawl lag hinabgeglitten an der Erde — sie hob ihn nicht auf, um sich vor dem dichten, fallenden Regen zu schützen. Was war es, das sein sonst so



unbewegliches Antlitz zucken machte? Er bebte leise am ganzen Körper, obwohl er die Hände ballte, um sich zu fassen. Und wie rauh seine Stimme klang, als er jetzt durch die Zähne sagte: Wirst du jetzt *noch* leugnen?

Sie wollte fragen, die Stimme versagte ihr. Nur in ihren angstvollen Augen stand ein großes: Was?

Daß du ihn liebst, daß du mit dem pflichtvergessenen Priester ein Verständniß hast, daß du mich betrügst und entehren willst, daß du ein treuloses Weib bist!

O Gott, es war ihr, als drehe sich die Welt um sie und müsse im nächsten Augenblick in Trümmer brechen und sie begraben. Hörte sie recht? Das sagte man zu *ihr*! Die, welche man so entsetzlicher Dinge anklagte, war sie selber! Denn er schaute sie dabei an, und seine zitternde Hand wies auf sie! Sonst, wenn sie Worte gehört hatte von Treulosigkeit und von verbotenen sündigen Verhältnissen, da hatte sie sich geschämt für Andere, und ihr Herz hatte sich verschüchtert abgewendet von Wesen, auf die man mit dem Finger wies. Und jetzt richtete sich die Anklage gegen sie selbst, sie mußte sich ein verlornes, ehrloses Weib nennen hören! War denn das möglich! Alles Blut strömte ihr zum Herzen, und ein plötzlicher Schwindel faßte sie an. Sie wich einen

Schritt vor ihm zurück und murmelte nur: O Gott! O Gott! Aber er folgte ihr, und seine zitternde Hand hielt ihren Arm fest.

Was bebst du? Was erschrickst du? rief er leise und wild. — Willst du mir denn noch leugnen, daß du nicht mehr ohne ihn leben kannst, daß du dich freust, wenn ich fort bin, daß du ihn erwartest, und wenn er nicht von selbst kommt, ihn aufsuchst, wie eine Verlorene?! Mit meinen eigenen Ohren habe ich gehört, wie ihr euch über die Störung durch die Gegenwart einer anständigen Frau beklagtet; willst du mir noch leugnen, daß er dein Geliebter ist und daß du ihn liebst?

Ihn lieben! Lieben, so wie du es meinst! Ihn lieben?! O mein Gott! stöhnte Hedwig und streckte betheuernd und erschreckt die Hände aus.

O! rief er, und ein entsetzliches Lächeln zuckte um seinen Mund — ich glaube, du wirst dich noch erinnern können, wie deine Mutter dir unschuldigem Wesen die Liebe beschrieb, und wie du mir ihre Worte wiederholtest: Wo Einem das Herz pocht zum Zerspringen! Hast du das jetzt nicht oft empfunden? Wo man die Stunden zählt, bis man Jemanden steht! Thust du das jetzt nicht täglich? Wo man irgend ein Blatt, ein Schriftzeichen wie einen Talisman bei sich trägt, wo man Alles, die ganze Welt vergißt über dem

*einen* Gefühle für *einen* Menschen? Leugne mir, daß du das nicht für jenen treulosen Priester empfindest, und leugne mir, daß du ihn liebst, wenn du verlernt hast, zu erröthen!

Sie brach unter seinen letzten Worten fast zusammen. Er hatte Recht, er hatte Recht! Sie fühlte, daß das die Liebe war, und daß sie den Priester liebte. Und ihr eigener Gatte war es, der ihr die Erkenntniß ihrer eigenen Sünde gab! Sie neigte ihr Haupt und bedeckte voll Verzweiflung das Gesicht mit beiden Händen. Dann war es ihr, als höre sie ein Schluchzen oder Stöhnen über sich, und sie schaute auf, aber seine Augen starrten thränenlos und brennend auf sie nieder mit einem so schrecklichen Blick, daß eine jähe Angst sie erfaßte. Lassen Sie mich los, schrie sie auf. — Was wollen Sie mir thun? Sie haben kein Recht über mich!

Du könntest dich irren, nickte er höhnisch — und ich werde wohl gut thun, mein Recht als Herr geltend zu machen, da der *Freund* für dich keinen Werth hatte. O, zittere nicht so und ängstige dich nicht um dein kostbares junges Leben. Was soll ich mit dir? Ängstige dich höchstens um ihn, den *Schurken*!

Ihre todblassen Wangen wurden purpurroth. Um ihn? rief sie. Aber ich schwöre dir, Jérôme, wir sind unschuldig . . . Ich weiß nicht, was du meinst, was du

willst . . . O Gott, es ist Alles so schrecklich. Was habe ich denn gethan? Laß mich los, du thust mir weh!

Was du gethan hast? Du hast mich unglücklich gemacht, mich, der ich dein Glück wollte! Tag für Tag, Stunde für Stunde mußte ich fühlen, daß ich deine Liebe nicht erringen konnte. Aber wollte ich denn noch deine Liebe? Von jenem ersten Augenblicke an, wo ich in dein Herz sah, wollte ich ja nur dein Vertrauen! Und dafür sollte dein Leben reich, glänzend und sorgenlos werden, ich wollte dich vor jedem Unheil bewahren und verlangte nichts dafür, als an deiner Seite für dich *leben* zu dürfen! Aber gönntest du mir denn das? Wenn ich kam, ward mir nie ein freundliches Willkommen, und wenn ich ging, war dir's leichter ums Herz. Mochte es sein, ich hatte kein Recht, mich zu beklagen! Du spieltest aber die Rolle der geopferten, an einen ungeliebten Mann geketteten Gattin nur äußerlich; das fromme, heilig erzogene Klosterkind hatte nicht einen Funken von Resignation, Opfermuth und Würde eingesogen aus den tausend gedankenlos hergeleiteten Gebeten. Du warst eine recht glückliche, eine recht frohe Frau, und dein Herz litt keinen Mangel, denn es hatte einen Ersatz gefunden. Woher ich das weiß, wie ich hierherkam und euch belauschen konnte, fragst du

dich jetzt, nicht wahr? Mein Gott, so oft ich wieder in die Stadt kam, empfangen mich dort die Berichte über deine Klosteridylle, welche Mamsell Hasza der Gräfin, deiner Mutter hinterbracht hatte. Du zahlst ihr zu wenig und machtest sie nicht zur Vertrauten, das war ungeschickt von dir! Und heute, wo ich früher nach Hause kam und nach dir fragte, da sagte mir mein Kammerdiener mit einem gewissen Lächeln: Die Frau Baronin ist spazieren gegangen. Sie sagte nicht wohin, aber Pater Julius vom Kloster drüben pflegt seine Spaziergänge nach dem Waldbrunnen zu lenken. Und ich kam hierher und fand euch wirklich da und hörte euer harmloses Gespräch. Harmlos in der That! Ihr les't nur heilige Schriften miteinander. Wie rührend und wie gotteslästerlich! An heiligen Empfindungen hebt ihr euch zur Leidenschaft empor und mit frommen Sentenzen maskirt ihr eure Sünde: denn das Ende der Heimlichkeit und des Meineids ist immer das Laster! Ja, des Meineids! Weißt du nicht mehr, was du geschworen hast, als deine Hand in der meinigen lag? Und weißt du nicht, was *er* geschworen hat, als er die Hand aufs Crucifix legte und das Oel des Bischofs ihn zum Priester weihte?

Aber was habe ich denn gethan? rief sie jammernd.

Was du gethan hast? Ich habe es dir schon gesagt: du hast mich *elend* gemacht. Du hast gesündigt an

allem Guten, was noch in meiner vereinsamten Brust wohnte und was durch dich wachsen und gedeihen konnte. Du bist ein frömmelndes, falsches Weib, ohne Herz. Denn wenn du mich nicht lieben konntest, so lag es in deiner Macht, mich zu retten, und eine großherzige Natur hätte ihr Glück darin gefunden und in dem tausendfachen Segen, den sie außerdem noch um sich verbreiten konnte. Aber nichts, nichts! Dein Herz blieb von Stein; nur wie es *ihn* sah, den flachsblonden, rothwangigen, geschniegelten Mönch, da lebte es auf, da war deine Seele voller Freude und überreich zum Spenden. Aber ich werde mich rächen, ich schwöre es dir!

Er röchelte diese Worte aus tiefster schmerzgepreßter Brust und fuhr mit den geballten Fäusten gegen seine Stirn.

So rächen Sie sich denn, aber quälen Sie mich nicht länger! rief sie.

An dir? lachte er auf. O, nein! Ich habe es dir schon gesagt, an *ihm* werde ich mich rächen!

An ihm?! schrie sie empört, außer sich. Was hat er denn gethan? Welches Recht haben Sie dazu? Sie sagen, ich sei ein schlechtes Weib! Ich weiß nicht, was das heißt, vielleicht ist es wahr. *Sie verstehen das ja so gut!* Aber Er? Was kann er dafür, wenn ich ihn liebe, wie Sie sagen, wenn ich ihm folge, wenn ich

Sie betrüge? Er ist doch schuldlos daran! Hier stehe ich, tödten Sie mich, weil ich Sie nicht lieben konnte! Bisher wußte ich nicht warum, aber nun weiß ich es: Sie sind ein böser Mensch, und nie, nie wird mein Herz das Geringste für Sie empfinden. Ich war ein willenloses Kind, als Sie in mein Leben traten und meine Unerfahrenheit dazu mißbrauchten, mich ohne Neigung an Sie zu ketten. Sie wußten, was Sie thaten, ich wußte es nicht, und nun, da ich es zu spät erfahren habe, soll ich vielleicht noch dankbar dafür sein? Sie nennen mich ein treuloses Weib, aber wie nennt Sie die Welt? Einen Wüstling! Ja, zucken Sie nur die Achseln, man hat mir dies Wort gesagt, um mich zu kränken, und nicht allein fremde Menschen haben das gethan — sie sah ihm fest in die Augen —, nein, am Vorabend unserer Hochzeit kam ein wüstes, fürchterliches Weib, eine Kunstreiterin aus dem Cirkus zu mir und nannte dich so — und zugleich sagte sie, du seist ihr rechtmäßiges Eigenthum, das ich ihr rauben wolle! Villani war blaß geworden, er warf einen unruhigen Blick auf Hedwig, sagte dann aber leichthin und verächtlich: Das Geschwätz einer Dirne!

Lüge nicht. Jérôme, sagte sie fest, indem sie auf ihn zutrat. Ich erfuhr in derselben Stunde noch, durch Herrn Groß, deinen jetzigen Spion, daß du auch jenen

Abend »wie gewöhnlich« bei ihr zubrachte, und du kannst dir vielleicht vorstellen, in welchen Empfindungen ich jene Nacht durchwachte! Glaubst du wirklich, daß in einer auf diese Weise geschlossenen Ehe Vertrauen und Glück wohnen können? Ich habe gesucht, den häßlichen Eindruck zu vergessen, vergebens, er kam immer wieder, und ich konnte nie aufhören, mich vor dir zu fürchten. So ist es auch kein Wunder, daß du mir stets fremd geblieben bist!

Villani starrte vor sich hin — er hätte nicht für möglich gehalten, daß diese Frau, deren strenger Richter er sich noch vor wenigen Minuten fühlte, ihm einen völlig berechtigten Vorwurf entgeschleudern könne. Jetzt fühlte auch er, daß man eine unreine Vergangenheit nicht ablegt wie ein beschmutztes Kleid, und daß Niemand Herr ist über die Folgen seiner Handlungen. Du bist im Irrthum, Hedwig, begann er mit milderer Stimme, an jenem Abend war ich allerdings noch einmal bei dieser Dame, aber nur, um ihr zu wiederholen, daß sie fernerhin nicht mehr für mich existire und es sich nicht einfallen lassen solle, mich nochmals mit ihrer unsinnigen Leidenschaft bloßzustellen, wie an jenem Abend im Cirkus. Dies Alles lag hinter mir, ehe ich dir die Hand reichte!



Es mag sein! antwortete Hedwig, es kommt auch nicht viel darauf an, denn die Hauptsache, daß dein früheres Leben so war, bleibt doch dieselbe und ist der Grund, warum ich nie zu dir Vertrauen fassen konnte. Ihr Alle kommt mir häßlich und furchtbar vor — die Mutter, d'Equilli, du, die Gräfin . . . und nun auf einmal soll ich die Sünderin sein und mich von euch richten lassen? Und doch habe ich in meinem ganzen Leben mit Wissen und Willen nie etwas Böses gethan, nie Jemanden Böses gewünscht! Dann sah ich ihn, den ersten reinen, guten Menschen, der mir auf dieser Erde begegnete, und fühlte mich in seiner Nähe wohl und glücklich! Ich wußte nicht, daß man dies Gefühl Liebe nennt — ich schwöre es dir feierlich. Jérôme —, und noch weniger wußte er es, der ein so reines Herz hat wie ein Engel. Und nun willst du ihm Schlimmes zufügen und willst dich rächen an dem, der dich nicht wissentlich kränkte! Das Herz schwoll ihr in trotzigem Schmerz, und die Thränen, welche sie bisher bekämpft hatte, brachen unaufhaltsam los.

Villani hatte die gefalteten Hände fest gegen seine Brust gedrückt, er weinte nicht, aber seine Lippen zuckten krampfhaft, und die Worte kamen heiser und mühsam zwischen ihnen hervor. Hedwig, sagte er, du wirfst mir vor, ich sei in dein Leben getreten, auch

ohne daß du mich gerufen hast. Als ich dich sah, unglückliche, warst du ja so hilflos und verlassen, daß ich dich mit demselben Rechte in den Arm nahm, welches der Räuber hat, wenn er ein den wilden Thieren vorgeworfenes Kind rettet. Gehaßt von deiner Mutter, unerfahren, dem ersten Besten zur Beute, mitten in eine verderbte, lasterhafte Gesellschaft gesetzt, die dich rasch in die Sünde stoßen wollte, um dich nur los zu werden, weil du zu klösterlich warst, um zu amüsiren — so fand ich dich und so nahm ich dich, und ich konnte dich nur nehmen, indem ich dein Gatte wurde. Und jetzt wagst du, mir zu sagen — Undankbare! . . . ich hätte kein Recht, mich zu rächen!

An ihm nicht!

Ich aber sage dir, ich werde mich rächen, blutig, und an ihm! Du sagst, ich solle dich tödten oder gar verstoßen! O, fürchte nichts, du bist ja meine Gattin! Zwar warst du nie mein Weib, aber du bist die Trägerin meines Namens, der vor der Welt nicht angetastet werden darf! Du bleibst bei mir, oder wenigstens unter meinen Augen, im Bereiche meiner Obhut. Aber er muß verschwinden vor der Welt, in der Stille, ohne Aufsehen. Erschrick nicht so — der Guardian ist ein gerechter Priester und mein Freund. Er weiß, wie man eidvergessene Mönche straft, und

wird diesen nicht schonen dürfen! Es giebt Bußklöster, aus denen keine Wiederkehr ist! Jetzt komm nach Hause. Dies ist das letzte Wort, das über das Vorgefallene zwischen uns gewechselt wird.

Sie starrte ihn entsetzt an und fühlte kaum, wie er ihre Hand nahm und auf seinen Arm legte, wie er sie festhielt und mit sich fortzog.

## Vierzehntes Kapitel.

### *Ein Geständniß in extremis*

Durch den sprühenden Regen schritten die Beiden zum Schloß zurück, ohne daß ein ferneres Wort gewechselt wurde. Erst vor der Dienerschaft kam zur Sprache, daß die Frau Baronin Kopfschmerz habe und nichts zum Abendessen wünsche, während der Herr Baron zu schreiben hatte und den Thee auf seinem Zimmer befahl.

Es regnete die Nacht hindurch. Am andern Morgen früh, fast noch vor Sonnenaufgang, war Baronin Hedwig schon wach und angekleidet. Sie sagte der verschlafenen Hasza ruhig: Wenn der Herr Baron nach mir fragt, so bin ich in die Klosterkirche hinübergegangen. Und sie ging hinunter durch den Park, in den dicken, weißen Frühnebel hinein, der bald ihre Gestalt völlig verhüllte.

In dieser schlaflosen Nacht hatte sie ihr ganzes versäumtes Leben nachgeholt, und aus dem träumenden Kinde war ein selbstbewußtes Weib geworden. Ihr ganzes Wesen war verwandelt, seit sie wußte, daß sie liebte, neue Kräfte waren in ihr

erwacht und gaben ihrem sonst so zaghaften Herzen Muth und Entschlossenheit. Daß sie gesündigt habe, daran zweifelte sie nicht, aber — *sie liebte ihn* und sie wollte ihn retten!

Sie wußte, daß sie heute noch mit ihrem Gatten das Schloß verlassen werde — vielleicht auf lange Zeit, und sie *mußte* noch einmal mit ihm sprechen, ihn warnen, damit er auf seiner Hut sei.

Als sie im Kloster ankam, waren die Mönche schon in der Kirche versammelt und beteten das Morgengebet in den Chorstühlen am Hochaltare.

Der Klostergärtner hatte einen wundervollen Blumenflor im Treibhause. Er durfte damit Handel treiben, und Baronin Hedwig suchte ihn im Klostergarten auf, um einen Strauß von Jonquillen zu verlangen. Der Klostergärtner, ein freundlicher Bursche, fühlte sich durch den Auftrag höchlich geschmeichelt. Hedwig gab ihm Geld und sagte, sie wolle sich das Bouquet selber zusammenstellen, worauf er dienstefrig die Thüre des Glashauses aufriß. Auf der Schwelle wandte sie sich noch einmal um. Noch Etwas, Gärtner — ich möchte gern den Pater Julius sprechen. Bitte, gehen Sie in die Kirche, und wenn das Gebet beendigt ist, so sagen Sie ihm. Baronin Villani ließe ihn bitten, einen Moment hierherzukommen. Ich werde ihn im Treibhause

erwarten. Sie gab ihm nochmals Geld, der Gärtnerbursche begriff und grins'te, indem er sich in Danksagungen erschöpfte, dann schlürfte er in seinen Pantoffeln zwischen den thaunassen Beeteinfassungen der Kirche zu, aus welcher das monotone Gebet schallte.

Was lag Hedwig daran, was er dachte, oder was sie that? Das Herz pochte ihr zum Zerspringen, sie fühlte, daß sie im Begriff war, einen verbotenen Schritt zu thun, der die Schuld gegen ihren Gatten vergrößerte. Aber sie konnte nicht anders, sie *mußte* ihn von dem Vorgefallenen benachrichtigen. Die Liebe des Weibes ist rücksichtslos, wenn sie für den Geliebten kämpft!

Hedwig stand mit gefalteten Händen auf der Schwelle des Glashauses. Aber wenn sie betete, so war es nur, daß Gott ihm verzeihen, daß er ihn erretten möge.

Alle Gräser und Blätter der Beete glänzten weiß bereift, der Himmel schimmerte in durchsichtiger Bläue, und das rosigste Morgenlicht ergoß sich über die Kirche und das alte Klostergebäude. Die Gebete in der Kirche verstummten jetzt, dann kam ein einzelner Mönch auf dem Kieswege zwischen den dünnen Johannisbeerhecken rasch auf das Treibhaus zu. Er hielt die Hand über die Augen, denn die

Sonnenstrahlen blendeten ihn. Der Gärtner arbeitete an der jenseitigen Gartenwand. Hedwig trat rasch in das Glashaus zurück, dessen schwüle Atmosphäre sie betäubend umfing. Rings umher dufteten große Blüten in dem feuchten Raum, alle Wände waren bis zur Decke hinauf mit exotischen großblättrigen Pflanzen bedeckt, und inmitten dieser grünen Wildniß befand sich eine kleine künstliche Grotte von Tuffsteinen mit einem Miniaturspringbrunnen. Die Glastafeln der Vorderwand, durch welche das Licht in das Gewächshaus fiel, waren alle staubblind und fast undurchsichtig, große Dunsttropfen bedeckten alle Scheiben.

Hedwig hatte sich zwischen den grünen Pflanzen beinahe bis zur Grotte zurückgezogen, als sie sich auf einmal fragte, wohin sie denn fliehen wolle und vor wem? Sie blieb stehen, und im gleichen Augenblick trat Pater Julius schon herein und kam überrascht auf sie zu. Bei seinem Anblick ward sie sich wieder der ganzen Gefahr und ihrer eigenen Angst um ihn bewußt und that rasch einen Schritt vorwärts, ihm entgegen.

Sie sind hier, Frau Baronin! sagte er und reichte ihr die Hand wie einer Freundin. Aber das ist ja wie eine Christbescheerung! Mir träumte heute von lauter Blumen. Und nun ist der Traum wahr geworden, und

Sie selbst finde ich unter den Blumen! Er schwieg plötzlich betreten still, denn er sah den angstvollen, verstörten Ausdruck ihres Gesichtes. Sie konnte das rechte Wort nicht finden, wie sollte sie es anfangen, um ihm Alles klar zu machen? Wir sind verloren! rief sie endlich.

Er starrte sie an. Verloren — wie so?

Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das sagen soll, ich weiß nur, daß Alles zu Ende ist. Gestern, als Sie mich verließen, stand mein Mann vor mir, zornig und wild, wie ich ihn nie gesehen hatte, und sagte mir die schrecklichsten Dinge!

Was für Dinge?

Ich kann Sie Ihnen nicht wiederholen. Es scheint ein Unrecht gewesen zu sein, daß wir uns sahen und oft allein beisammen waren, daß ich — daß ich mich auf Sie freute, daß ich Sie gestern aufsuchte — kurz Alles, was in diesen letzten Wochen geschehen ist. All das sagte er mir mit harten, grausamen Worten, und heute noch muß ich mit ihm von hier fort! — Aber das ist nicht Alles, fuhr sie hastig fort, als er eine Bewegung des Schreckens machte, ich bin gekommen, Sie zu warnen, denn er hat Ihnen Rache geschworen, und er wird seinen Schwur halten. Ach, hüten Sie sich vor ihm, retten Sie sich, wenn es noch



Zeit ist! Ich könnte es nicht ertragen, wenn er Sie wirklich unglücklich machte!

Hedwig hatte all dies rasch herausgestoßen. Jetzt konnte sie nicht weiter, sie stürzte sich auf die Steine der Grotte und fing an zu weinen.

Der junge Geistliche war todtenblaß einen Schritt zu rückgetreten. Unrecht! murmelte er, das war Unrecht? Und die Leute wissen es, und man sagte es Ihnen? O mein Gott, mein Gott, was habe ich gethan! Wie ein greller Blich leuchtete es durch seine Seele. Er fühlte jäh, daß man die sanfte Frau da vor ihm seine Geliebte nennen werde, und er wußte zugleich, daß er sie liebe!

Wie zerschmettert sank er auf die Bank neben sie hin und barg sein junges Gesicht in den Händen, denn die plötzliche Erkenntniß seiner Schuld drang vernichtend auf ihn ein. Ahnungslos hatte er sich vom Pfade der Pflicht entfernt und war wie ein Träumender unter bunten Blumen fortgewandelt, um jetzt *so* zu erwachen! Es war ihm furchtbar klar, daß er Gott verlassen hatte in dem Augenblick, als er dieses liebliche kindliche Weib zum ersten Mal erblickte und seine Seele mit allen Gedanken und Träumen sich ihr zuwandte. Er selbst mußte sich einen Abtrünnigen nennen, der des Priesterkleids, das er trug, nicht mehr würdig war. Wie ein Sturm von

bittern Schmerzen braus'te es über ihn hin, er fühlte sein Wesen in den Grundfesten erzittern, aber ein Lichtstrahl fiel doch in diese Verzweiflung hinein, der Gedanke an *sie*, die um ihn litt, die er nicht verlassen durfte. Was lag an ihm! Wenn er zu Grunde ging, war ihm nur sein Recht geschehen, aber ihre reine Seele durfte um ihn nicht gemartert werden. Eine namenlose Angst ergriff ihn um sie. Er fühlte zum ersten Male in seinem Leben, daß er ein Mann sei, daß er Kraft in den Armen und Muth in der Brust habe! Der schüchterne, sinnende Jüngling richtete sich auf, er wußte, daß er beschützen könne, beschützen müsse. Mit dem Bewußtsein seiner sündigen Liebe kam zugleich ein unbeschreibliches Gefühl von Kraft über ihn, das seine Brust weit ausdehnte und seinen Blicken eine männliche Energie verlieh. Er fühlte sich im nächsten Augenblicke nicht mehr gebrochen, sondern richtete sich muthig in die Höhe und faßte ihre Hände. Sie hatte ihn noch nie so schön gesehen.

Wir müssen überlegen, was nun geschehen soll, sagte er. Ihr Gatte hat Sie also mit Vorwürfen überhäuft, er war hart und grausam gegen Sie?

Ob er das war? antwortete Hedwig schaudernd. Er hat ein hartes, böses Herz. Ich fürchte mich vor ihm.

So werde ich heute noch zu ihm gehen und Sie vertheidigen! rief der junge Mönch. Er muß mich hören und wird es mir glauben, daß, wenn hier von Schuld die Rede sein kann, ich sie allein trage! Mag er tausendmal ein kalter, stolzer Mann sein — er wird deshalb doch nicht die Schändlichkeit begehen, eine wehrlose Frau zu mißhandeln!

Nein! rief Hedwig, das dürfen Sie nicht thun! Mich vertheidigen? Wozu? Er klagt uns nur dessen an, was wir Beide nicht in Abrede stellen, und findet darin unsere Sünde. Ach, es handelt sich ja auch nicht um mich — was kann er mir thun? —, sondern um Sie selbst. Deshalb kam ich her. Mag er mich deshalb aufs Neue schuldig finden, was liegt daran? Er will mit dem Guardian sprechen und Sie in ein fernes Strafkloster versehen lassen, damit Sie dort einsam zu Grunde gehen sollen! Kommen Sie dem zuvor, erzählen Sie selbst dem ehrwürdigen Mann Alles, entschuldigen Sie sich — er *kann* Sie ja nicht verdammen!

Das werde ich niemals thun! sagte Pater Julius einfach, aber bestimmt.

Und warum?

Weil ich lieber die schwerste Buße auf mich nehmen will, als *Ihren* Namen, der mir heilig ist, gegen einen andern Menschen in dieser Weise

auszusprechen. Ich fürchte Herrn von Villani's Rache nicht, es erleichtert mir sogar das Herz, zu denken, daß er sicher, um seine eigene Ehre zu schonen, mich als den alleinigen Schuldigen hinstellen wird. Wo ich künftig ohne Sie leben werde, ist mir einerlei, die Erde ist überall des Herrn, also für mich sorgen Sie nicht. Aber was wird Ihr Schicksal sein, was werden Sie thun?

Thun? Was kann ich anders thun, als meinem Gatten folgen, wohin er mich führt?

Ja, sagte Julius bitter lächelnd und nickte mit dem Kopf, was können Sie anders thun, als ihm folgen, dem fremden Mann, mit dem Ihre Seele nichts gemein hat, an den Sie *bloß* fürs ganze Leben gekettet sind! Gott, Gott! Und *meine* Hand hat diese Kette unauflöslich fest geschmiedet.

Er schlug die gefalteten Hände vor seine Augen und schwieg in tiefstem Schmerz.

Ja, murmelte die arme Frau neben ihm. Ja, es giebt nichts Schrecklicheres als die Ehe . . . ohne Liebe! Dachte sie ihren Gedanken aus? Dachte sie, daß es auch nichts Süßeres geben müsse als Ehe und Liebe vereint? Er sah wie anbetend zu ihr auf.

Hier stand das Weib, das er verlieren sollte, heute, im nächsten Augenblicke, vielleicht für immer. Sie liebten einander und waren selig darüber trotz aller

Qual, trotz Abschied und Entsagung. Die bebenden Lippen schwiegen, aber ihre Blicke ruhten in einander und tauschten stumme Gelübde aus.

Endlich sagte der junge Mann leise:

Noch Eins: Wohin wird er Sie bringen?

Ich weiß es nicht, antwortete Hedwig und ließ unter neuen Thränen den Kopf sinken. Was liegt auch daran! Aber . . . versprechen Sie mir, daß Sie mich nie vergessen wollen!

Ich Sie vergessen! Er drückte Ihre beiden Hände ungestüm gegen seine Brust. Sie wissen also wirklich nicht, wie ich Sie liebe, wie Sie mir das höchste Kleinod auf Erden sind, wie ich mein Leben tausendmal freudig für Sie opfern würde! . . .

Sie hob die Augen und sah ihn unter Thränen lächelnd mit unverhüllter Zärtlichkeit an — und im nächsten Augenblick vergaß er die Welt um sich her in dem schauernden Entzücken, ihre Lippen mit den seinen zu berühren. Es war nur ein kurzer Augenblick, sie wußten selbst kaum, was geschehen war, vor süßem Weh und unnennbarer Lust, aber dennoch schien dieser Augenblick eine Ewigkeit und wog ein ganzes freudloses Leben auf.

Dann standen sie wieder wie fremd neben einander. Schritte knirschten auf dem Sande. Der pfliffige Gärtner trat ins Gewächshaus. Sie pflückten

noch zarte, weiße Jonquillen, und Baronin Hedwig verließ den Klostergarten, in welchem die Geistlichen ihren Morgenspaziergang einzeln zu machen begannen.

Jetzt mochte kommen, was da wollte. Sie trug ein Glück im Herzen so groß und herrlich, daß sie sich für ihr ganzes Leben reich vorkam.

Wie arm, wie machtlos war ihr Gatte! Jetzt konnte sie ihm folgen und an seiner Seite weiterleben in weitester, traurigster Ferne. Sie lebte doch nur in *ihm!*

**Fünfzehntes Kapitel.**  
***Wirbelwind zwischen Blättern und  
Menschen.***

Die Zurüstungen zur Abreise wurden eilig betrieben, die Herrschaft wollte noch an demselben Nachmittag in die Stadt fahren. Baronin Hedwig gedachte, sich einige Tage dort bei ihrer Mama aufzuhalten, und nahm nur wenig Gepäck mit. Hasza fuhr mit den Koffern voraus. Sanft blieb Alles im Schlosse unverändert, man kam ja in kurzer Zeit wieder zurück.

Während Hasza die Schachteln auf dem Wagenbrette ordnete, der Kutscher die Pferde einspannte und Herr Groß das Reiseneccessaire des Barons nachsah, holte dieser seine junge Frau in ihren Zimmern ab. Sie stand reisefertig, im schwarzen Kleid, und knöpfte eben ihre Handschuhe zu. Eine tiefe Blässe lag über ihrem Gesicht, und ihre Augen glänzten groß und dunkel. Sie sah wunderbar schön aus, nicht mehr mädchenhaft, wie früher, sondern muthig und entschlossen, eine fertige, stolze Frau.

Sie sind bereit. Hedwig?

Ja.

Und sind Sie für einige Zeit mit Toilette versorgt?

Sie haben es gewünscht. Wohin gehen wir?

Vorerst in die Stadt zu Ihrer Mutter, um von hier fort zu kommen. Wir werden aber nicht dort bleiben, das Haus der Frau von Gallina ist kein Aufenthalt für die Baronin Villani. Er sprach rückhaltlos und rücksichtslos.

Es ist mir einerlei, sagte sie, zu stolz, um verstehen zu wollen.

Er wollte gehen, aber sie hielt ihn mit einem leisen Druck ihrer Hand zurück. Ihre Lippen zitterten, aber sie *mußte* sagen, was sie sich vorgenommen hatte. Noch Eins, Herr Baron. Wir verlassen dies Schloß, da es Ihr Wille ist. Es ist auch natürlich, der Herbst geht schon zu Ende, und man zieht in die Stadt. Sie haben aber noch einen andern Grund dafür. Und darüber habe ich Ihnen ein Wort zu sagen. Ich mag mich nicht so benommen haben, wie es die Gesetze der Welt erfordern, da ich in diesen Gesetzen noch zu unerfahren bin. Ich gebe also alle Fehler zu, die Sie an mir finden können. Aber ich bitte Sie zugleich, nie zu vergessen, daß mir mein eigenes Gewissen keine Vorwürfe macht, und daß Ihr *Name*, wie Sie neulich sagten, durch mich nicht befleckt werden wird. Als



die Baronin von Villani aber fordere ich unbedingte Achtung — vor Allem von meinem Gatten. Ich ersuche Sie, kein Wort zu sagen, welches mir zeigen würde, daß Sie meinem *Stolze* mißtrauen, Herr Baron. Sie können unbedingten Gehorsam von mir verlangen, ich bin Ihr Eigenthum. Aber Sie dürfen mich nicht verletzen. Es hat sich eine Kluft zwischen uns aufgethan, die durch keine Zeit und kein Vergessen auszufüllen ist, das fühle ich wohl. Vielleicht bin ich allein Schuld daran. Vielleicht auch hätten Sie ein wenig anders sein können, vielleicht — sie konnte nicht weiter reden. Die Stimme versagte ihr, und ihre Lippen preßten sich zitternd auf einander.

Er hatte sie still angehört. Was sie sagte, hätte selbst ein kaltes Herz rühren, selbst eine eifersüchtige Seele beruhigen müssen. War dies bei ihm der Fall? Er hatte seine Augen weggewandt und sagte jetzt, ohne sie anzusehen: Sie hätten nicht zu fordern brauchen, daß ich meine Gattin mit der Achtung behandle, die ich — mir selber schuldig bin. Ich glaube an Ihre Ehre. Aber ich handle so, daß Sie geschützt sind vor dem Elende, sich selber mißtrauen zu müssen. Sie sagen, ich hätte vielleicht anders sein sollen von dem Augenblicke an, wo Sie meine Gattin wurden. Aber das war eben zugleich der Augenblick,

wo ich sah, daß Sie mich nicht lieben konnten. Tragen wir unser Schicksal. Ich habe es nur noch mit ihm zu thun.

Mit ihm! rief sie gepreßt. O Gott, was hat er Ihnen gethan?

Villani wandte rasch seine Augen und sah sie mit dem wilden und doch so kalten Ausdrücke an, den sie so sehr fürchtete. Was er mir gethan hat? murmelte er dumpf. Er hat mein Leben zerstört! Kein Wort weiter darüber.

Er-machte einen Schritt.

Noch Eins, sagte sie mühsam. Ich hoffe, meine Kammerfrau und dieser Herr Groß werden entlassen?

Sie träumen! sagte er. Damit diese Elenden sich rächen, indem sie uns zum Märchen der Stadt machen? Gute Domestiken darf man fortjagen, schlechte niemals, wissen Sie das noch nicht?

Sie wollte noch Etwas sagen. Ihre Wangen flammten dabei, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie wollte noch einmal von ihm sprechen, für ihn sprechen. Aber der Blick ihres Gatten war kalt wie Eis — sie senkte das Haupt und schwieg.

Und so verließen sie die Zimmer und gingen zum Wagen hinab.

\* \* \*

Es regnete, als man am Abend in der Stadt ankam. Mama war schon vorbereitet und hatte ein Zimmer für ihr theures Kind in Bereitschaft. Sie war durch Hasza, welche eine Stunde vorher angelangt war, schon ziemlich genau über die »schrecklichen Szenen zwischen dem Herrn Baron und der Frau Baronin« informirt und genoß mit einer wahren Seligkeit das Entzücken, die Beiden nun doch, in so unglaublich kurzer Zeit schon, so gründlich unglücklich zu sehen. Sie empfand eine boshafte Genugthuung ihrem Schwiegersohn gegenüber und liebte Hedwig fast, seit sie sie für eine treulose Kokette hielt. Sobald die beiden Frauen mit einander allein waren, nahm Frau Lora Hedwig's Gesicht in beide Hände, küßte sie und sagte: *Endlich* kommst du zu mir, Herzenskind! Endlich fühlst du dein Elend, und ich kann dich schützen und hätscheln!

Hedwig fühlte sich so hülflos und vereinsamt, daß das Streicheln dieser Frauenhand ihr Herz wie Balsam berührte. Die arme junge Frau küßte ihrer Stiefmutter wirklich die Hände, sank vor ihr nieder, barg das Haupt in ihren Schooß und flüsterte unter Thränen: Ja, ja, ich will dir Alles sagen! Und du wirst mich retten, wenn es möglich ist, nicht wahr, Mutter, du wirst mir beistehen? Du bist ja doch meine Mutter!

\* \* \*

Im Kloster herrschte in den Tagen ein unheimliches, unterdrückt bewegtes Leben. Baron Villani war im Kloster erschienen und hatte sich lange Zeit mit seinem Freund, dem Guardian, eingeschlossen. Es mußte ein sehr aufregendes Gespräch gewesen sein, was sie mit einander führten, denn der sonst so ruhige, behagliche Priester sah nach Beendigung desselben aus wie ein Todter.

Pater Julius wurde zu dieser geheimen Conferenz berufen, bei welcher Niemand sonst zugegen war. Nur Pater Makarius, welcher zufällig in dem Gange vor den Guardianzimmern dringende Geschäfte hatte, vernahm einmal (wie er in der Vesper den versammelten Brüdern hochwichtig zischelnd verkündete) die Worte: Und er sagt nicht Nein, der Unglückliche! Er trotzt! Darauf hörte er den Pater Julius mit erregter Stimme schreckliche Dinge sagen; wie z. B, daß Niemand für sein Gefühl könne, und daß man nur verpflichtet sei, dies Gefühl so rein als möglich zu bewahren und die Ehre seines Nächsten zu achten. Andererseits könne er aber nicht heucheln und müsse sagen, er finde nicht mehr, wie früher, sein ganzes Leben in Gott allein. Dem Pater Makarius sträubte sich förmlich sein Haarkranz in die

Höhe, wie er versicherte. Darauf habe er wieder eine Zeit lang nichts verstanden als des Guardians zornbebende Stimme und leises, scharfes Reden des Herrn Barons, aus welchem man nur die Worte deutlich vernahm: Ich, als Besitzer des Gutes, als Schirmherr dieses Hauses, welches meinen Ahnen seine Vergrößerung und Erhaltung verdankt und welches mir stets am Herzen gelegen ist, kann wohl Eines fordern: die Entfernung dessen, der den Frieden meines Hauses störte und Anlaß zu bösen Gerüchten gab. Seine Nähe würde . . . Weiter hatte Pater Makarius nicht gehört, das Entsetzen hatte ihn vertrieben, wie er sagte; in der That aber hatte er plötzlich Schritte von Innen nach der Thüre zu vernommen und darauf hin keine Minute verloren, seine Nase in Sicherheit zu bringen. Wer je einen Blick ins Klosterleben gethan hat, kann sich die Aufregung der Brüder vorstellen. In keiner Ordensgemeinschaft liebt man sich gegenseitig, außer mit jener apostolischen Liebe, die im entscheidenden Falle nicht frei von Schadenfreude ist. Sämmtliche Mönche Sporbach's waren ältere, vertrocknete Leute, bei denen sich die Entsagung in allerhand grotesken Eigenschaften verknöchert hatte. Ihnen allen war Pater Julius, dieses junge, schwärmerische, reine Element störend; ja, er war

ihnen wie ein Vorwurf. Sie begriffen nicht, wie man sich im *Kloster* so für Gott begeistern könne, und außerdem genügte die bei jeder Gelegenheit gezeigte Neigung des Guardians zu Pater Julius, um die apostolische Bruderneigung der Mitpatres zu einem scharfen Gefühle der Animosität anzufachen.

Und jetzt war dieser »Engel«, dieser heilige Aloysius, dieser »wahre Priester im Sinne des Evangeliums« ein Übertreter, ein Rückfälliger in die Menschheit, und was noch mehr war, ein Oppositioneller geworden! Was er verschuldet haben mochte, war den Brüdern nicht so ganz klar, sie ergingen sich darüber in den abenteuerlichsten Vermuthungen. Daß aber etwas Ungeheures vorgefallen sein müsse, war sicher. Es herrschte plötzlich eine außerordentliche sittliche Entrüstung in dem dunklen Sakristeiwinkel, wo sie klatschten.

In einem Kloster giebt es aber keine Aufrichtigkeit. So fand auch Pater Julius überall freundliche Mienen, und Jeder bemühte sich, ihn auf die Seite zu ziehen und ihn seiner Freundschaft zu versichern. Und als es bekannt wurde, Pater Julius werde nach dem Kloster Capuccine Scalze in Oberitalien versetzt, da entstand ein allgemeines Bedauern. Die Versetzung in das Kloster Scalze war gleichbedeutend mit der höchsten geistlichen Strafe,

es war eine Verbannung nach Sibirien, der nächsthöhere Grad vor der Ausschließung. Es giebt Strafkloster wie es auch Strafcompagnien bei dem Militär giebt. Dem großen Publicum freilich bleibt es unbekannt, welche Klöster dazu zählen. Kein Blick dringt je durch die Mauern, auf welchen von Außen das Kreuz, das Sinnbild der Versöhnung, angebracht ist. Scalze, in einer steinigen, rauhen, verschlossenen Gegend gelegen, war ein solches Strafkloster. Seine Bewohner waren Verbrecher der gemeinsten Art gegen die Ordensgelübde, der Guardian eine harte Natur, welche sich an Leid, Erniedrigungen und Seelenqualen ergötzte.

Ehe Julius aus dem Kloster schied, erhielt er einen Brief von wohlbekannter Hand. Dieser Brief lautete:

Hochwürden! Es ist wohl Unrecht, daß ich Ihnen schreibe, aber ich bin es fast gewohnt worden, unrecht zu handeln: es kommt mir nicht mehr so schlimm vor, und in diesem Falle kann ich nicht anders. Wir werden einander vielleicht nimmer sehn. Erst jetzt, da ich das weiß, fühle ich auch tief, wie schön die Zeit war, wo wir mit einander studirten und arbeiteten. Und ich möchte, daß Sie dies wissen, und daß Sie auch wissen, wie ich das nie, nie vergessen werde. Und ich möchte gern

ruhig sein über Sie, so weit ich es kann. Ich weiß nicht, was mit Ihnen geschieht, ob Sie wohl oder krank sind. Hier werde ich das nie erfahren, denn wen sollte ich fragen? Ich habe keinen Freund. Mir ist manchmal, als wandle ich allein auf der Welt. Und es wäre mir hart, nie und nimmer mehr Etwas von Ihnen zu wissen. Sollten Sie je Ihren Aufenthalt wechseln, sollte Ihnen je ein Weh oder eine Gefahr drohen, o, so melden Sie es mir. Ich möchte wissen, wohin ich zu denken habe. Und nun leben Sie wohl für immer. Gott segne Sie tausendmal! Ich werde Ihrer gedenken, so lang ich dieses traurige Leben lebe. Gott verzeihe uns Allen und, führe uns zu sich!

Ihre Schwester Hedwig.

Und Pater Julius antwortete auf diesen Brief:

Frau Baronin! Ihr Schreiben hat mich hoch beglückt, es hat mich alle Leiden dieser letzten Tage vergessen lassen. Kann ich wohl mit Recht »Leiden« sagen? Denn was man erträgt um so reihen Lohnes willen, ist mehr ein Glück als ein Weh zu nennen. Ich lebe erst jetzt, wo ich mich selber, die Welt und die Absichten Gottes mit uns armen Menschen so deutlich erkannt habe; ich



schlief und bin erwacht; ich tappte umher im Leben und bin jetzt sehend geworden; Ein Engel hat mir die Botschaft gebracht, und dieser Engel waren Sie. Der Schimmer, der aus seinem Auge in mein Herz gefallen ist, wird nie darin erlöschen. Zu spät ersah ich mein Glück, zu spät begegnete ich meinem Engel, wie Moses das gelobte Land erst im Augenblicke sah, wo er sterben sollte. Wir sollen uns nie wiedersehen. Man sendet mich wie einen Abtrünnigen in eine Colonie von Verlorenen, in eine weit entfernte, trostlose Einsamkeit. Meine Seele aber bleibt bei Ihnen. Ich liebe Sie, Sie allein, über Alles, Hedwig! Das Bewußtsein, für ewig von Ihnen getrennt zu sein. giebt mir den Muth, diese Worte niederzuschreiben.

So lange ich in meinem Gefängnisse bleibe, bin ich wie todt; auch für Sie. Erlauben Sie mir aber zu glauben, daß Ihr Herz manchmal an den Verstorbenen denkt. Ich wäre elend ohne diesen Glauben. Die Kirche giebt mir keinen Trost mehr, sie ist mir nicht mehr der Himmel; denn sie hat mir Sie geraubt. Mir bleibt nur Ein Stern in der schwarzen Nacht meines Lebens: meine Liebe zu Ihnen. Leben Sie wohl.

P. Julius — Alois Erban.

\* \* \*

Hedwig Villani bekam diesen Brief niemals. Hasza pflegte die angekommenen Briefe auf einem Silberplateau ihrer Herrin zu überbringen. Diesen Brief aber mit dem Postzeichen von Sporbach übergab sie Herrn Groß und sagte: Höre, Groß, den lege zu den Briefen und Journalen, welche du dem Herrn Baron hineinträgst.

Herr Groß wendete das Schreiben nach allen Seiten. Aber er ist an die Baronin adressirt?

Nun, du hast die Adresse nicht angesehen und ihn aus Versehen unter die anderen Sachen gemischt.

Aber der Herr Baron wird die Adresse bemerken, denn er sieht stets auf die Adresse, ehe er einen Brief öffnet. Und er wird mir auftragen, denselben der Frau Baronin zu übergeben.

Nun, und —?

Nun, und ich begreife nicht, wozu ich mir den doppelten Weg machen soll?

Du hast heute einen merkwürdig schweren Begriff. Hast du den Poststempel nicht angesehen? Ich will Zehn gegen Eins wetten, daß dir der Baron diesen Brief nicht zurückgibt, und wenn er dir ihn nicht

zurückgiebt, dann kannst du ihn morgen um 200 Gulden ersuchen, um eine Schuld zu berichtigen. Ich gebe dir mein Wort, er schlägt dir's nicht ab.

\* \* \*

Baron Villani stellte den Brief in der That nicht zurück, folglich konnte er niemals in Hedwig's Hände kommen. Wohl aber besuchte der Baron an demselben Tage noch den Guardian im Kloster Sporbach. Pater Julius war bereits nach Scalze abgereis't. Villani trat bei dem alten Manne, der eben über seinen Büchern brütete, ein und hielt ihm den Brief des renegaten, trotzigem Klosterbruders vor die Augen. Der gute Guardian traute seinen Augen kaum. So gotteslästerliche Gedanken waren in seinem Kloster gedacht, empfunden und sogar — geschrieben worden! Die Kutte ein Gefängniß, die Kirche eine Sünderin, eine Übelthäterin an der Freiheit des Menschen! —

Und einen solchen Mönch, der nach seinem eigenen Geständniß seinen Stand mit Haß und Abscheu betrachtet, der über die Kirche eine solche Sprache führt, einen solchen Aufwiegler und Empörer wollt ihr ferner in eurer Gemeinschaft dulden? rief Villani.

Nein! denn er ist mehr als unwürdig, stöhnte der gute Guardian, er ist gefährlich!

Jawohl, gefährlich! murmelte Villani zornig und hart. Ihre Pflicht, mein Freund, ist es, diesen Brief dem Guardian von Scalze zu übersenden und das Weitere zu veranlassen!

Aber, stammelte der Guardian verlegen, indem er mit seinem dicken Finger auf eine Stelle des Briefes wies, was er da schreibt, ist richtig: wenn er frei wäre, würde auch die Möglichkeit da sein, daß er — daß er der armen Frau Baronin wieder begegne, und .

..

Villani warf dem Greise einen Blick des Hochmuths zu. O! seien Sie unbesorgt! sagte er. In der Freiheit ist mir dieser geistliche Troubadour ungefährlicher als jetzt. Im Kloster kann ich ihn nie treffen. Aber draußen — wenn er je in meinen Weg tritt —, draußen kann ich Rechenschaft von ihm fordern, da das geistliche Kleid ihn nicht mehr schützt, ich kann ihn zertreten wie einen Wurm! —

Der gute Guardian entsetzte sich fast über diese Gewalt des Hasses, die seinem wohlwollenden Gemüth unbegreiflich vorkam. Gott helfe ihm! seufzte er schwerbekümmert. Ich thue, was ich muß!

Sie nehmen verdammt lauen Antheil an meinen Verhältnissen, sagte Villani ironisch: als mein Freund

sollten Sie sagen wie ich: Gott verderbe ihn!  
Das ist Sünde, murmelte der Guardian.  
O, es ist etwas Besseres: es ist Rache!

\* \* \*

An demselben Tage noch sagte Villani zu seinem Kammerdiener ohne alle Einleitung: Sie werden abreisen.

Abreisen! Herr Groß dachte im ersten Augenblick an eine Kündigung und wollte schon eine impertinente Miene annehmen.

Ja. In den Karst hinab, nach Ober-Narese. Es ist ein kleiner Ort; man erreicht ihn von der Station Lesece in anderthalb Stunden. Er liegt mitten in den Steinfeldern.

Ah! sagte Herr Groß erleichtert, aber um so erstaunter. Und wann soll ich abreisen?

Gleich heute Abend. Also machen Sie Ihr Gepäck fertig.

Auf wie lange?

Nach Umständen.

Und was habe ich, dort zu thun?

Sie haben sich dort in dem ersten besten Wirthshause einzuquartiren. Sie können auch die dortige Franciscanerkirche besichtigen. Vor Allem

aber haben Sie sich mit dem Pförtner des Klosters Scalze bekannt zu machen. Sie werden mir berechnen, wie viel Sie das kosten wird.

Werde nicht ermangeln. Und zu welchem Zweck soll ich diese Bekanntschaft machen?

Um zu erfahren, wann einer der dortigen Patres das Kloster verläßt. Er wird es nämlich in den nächsten Tagen schon verlassen. Diesem Pater folgen Sie bei seinem Austritte, ohne daß er Sie bemerkte, und 24 Stunden nach diesem Austritte lassen Sie ihm durch den ersten Besten dieses Schreiben hier übergeben. Wohlverstanden, Sie *lassen* es ihm übergeben. Er darf Sie nicht sehen, oder wenigstens nicht errathen, daß Sie sich um ihn kümmern. Dann gehen Sie nach Triest und erwarten meine Befehle im *Hôtel dell' aquila nera*. Hier ist der Brief und hier ein Portefeuille mit dem nöthigen Reisegelde. Und jetzt machen Sie Ihre Vorbereitungen und vor Allem Ihren Abschied kurz; ich wünsche, daß Sie mit, dem Halbzehnuhrzug der Südbahn abreisen.

Herr Groß ergriff voller Bereitwilligkeit Portefeuille und Brief. Solche Aufträge, bei denen ein brillanter Überschuß winkte, waren sein Element. Wie er sich verbeugte und seinen Eifer versicherte, warf er einen Blick auf die Adresse des Briefes, den er in der Hand hielt, und sein Gesicht zeigte einen so

verblüfften Ausdruck, daß Baron Villani sich bewogen fand, ihm mit dem scharfen Ton, der keine Erwiderung zuließ, zu sagen: Ich habe Sie in meine Dienste genommen, Groß, weil Sie ein geschickter Diener sind, der seinen Vortheil versteht. Ich hoffe nicht, mich in Ihnen getäuscht zu haben. Vor Allem sollten Sie wissen, daß ich Sie dafür bezahle, daß Sie nicht über Dinge erstaunen und nachdenken sollen, die Sie Nichts angehen.

Herr Groß verneigte sich unterthänig und sagte: O, Herr Baron, ich denke nie.

## Sechzehntes Kapitel.

### *Ein Abschied für kurze Zeit.*

Die Anwesenheit des jungen Ehepaares verursachte im Haus der Frau von Gallina ein sehr bewegtes Leben. Sie hatte ihnen bereitwillig die Hälfte ihrer Wohnung als Gastzimmer überlassen. Ihre abendlichen Soireen waren besuchter als je — stets neue, der hohen Aristokratie und Finanzwelt angehörige Gäste wurden eingeführt, es gehörte vollständig zum guten Ton, sein Spiel im Salon Gallina zu machen. Man kann nirgends auf so distinguirte Art sein Geld verlieren! war das allgemeine Urtheil.

Gräfin Gruda Sczalenska hatte ihren alten General endlich geheiratet, als er im Herbst halb gelähmt aus dem Bade zurückgekehrt war, und zierte als stehende Figur den Salon ihrer Freundin. Sie spielte, um sich über ihren Gatten zu trösten, wie sie Jeden hinter dem vorgehaltenen Kartenfächer hervor versicherte, sie spielte »aus Verzweiflung«. Böse Zungen behaupteten aber, sie spiele vielmehr deshalb, weil der General bis über die Ohren in Schulden stecke.



Zu diesen Soireen kam Baronin Hedwig nie; sie hielt sich still in ihrem Zimmer. Madame Lora fand das ganz in der Ordnung. Denn du, als beleidigte Frau, mußt der Welt zeigen, daß du unglücklich bist, damit du Grund zur Scheidung bekommst: Nur in der Scheidung liegt dein Glück. Dein herzloser, grausamer Mann, der dich in deiner reinen Seelenfreundschaft verfolgt und unheilbar verletzt hat, verdient nicht mehr, als daß du ihn von dir stößt! Er ist ein abscheulicher Mensch, und du kannst froh sein, wenn du ihn glücklich los bist. Aber ein Nadelgeld, seinem enormen Vermögen gemäß, muß er dir ausstellen.

So sprach Madame Lora den ganzen Tag ihrer Tochter vor. Diese hörte wie träumend zu. Scheidung! Kein Gerichtshof der Welt konnte sie ja noch vollständiger von ihrem Gatten trennen. Aber sie sagte müde: Ich bin's zufrieden, Mutter. Leite du das ein und laß mich in Ruhe. —

Mitten in eine solche Scheidungspredigt trat eines Tages Baron Villani mit der Nachricht, daß man nach Schloß Sporbach zurückkehren werde. Es war in der Dämmerung; Madame Lora lag auf dem Sopha in Hedwig's Zimmer, und diese selbst saß mit einer Stickerei am Fenster.

Madame Lora, die eben noch im Halbschlafe geredet hatte, sprang bei diesen Worten hell wach in die Höhe, starrte den Baron mit ihren großen Augen wild an und rief mit einem sehr zornigen Accent: Nach Sporbach! Was! Sie wollen mir mein Kind schon wieder rauben? Das ist tyrannisch! Sie will bei mir sein, sie grämt sich auf Ihrem einsamen Eulenneste, sie fürchtet sich vor Ihnen! Nicht wahr, Heda? Nach Sporbach — jetzt, wo der Winter vor der Thür ist! Daraus wird nichts! O, wenn auch das arme Opferlamm zu zahm und erschreckt ist, um sich zu wehren, so bin ich da, um sie zu vertheidigen! Verstehen Sie, Herr Schwiegersohn?

Ruhig, ruhig, gnädige Frau! sagte Villani, indem er die kleine schöne Dame scharf anblickte. Sie lassen mich nicht ausreden. Die Baronin muß wohl nothgedrungen auf Schloß Sporbach zurück, da die Gründe, welche uns nach der Stadt trieben, von dort entfernt sind, und vor Allem deshalb, weil ich morgen schon eine Reise nach Schottland antreten muß, nach Edinburgh, wo der Prozeß um das Vermögen meines Onkels endlich entschieden worden ist zu meinen Gunsten, nur muß ich die Übernahme persönlich bewerkstelligen. Meine Gemahlin muß also wohl nach Hause, denn Sie werden doch einsehen, gnädige Frau, daß die Baronin

in Ihrem Hause nicht allein leben kann — Wochen hindurch? In Ihrem Hause, Frau von Gallina —

Die schöne Fee antwortete nicht. Aber sie erhob sich jählings vom Divan, fuhr mit den winzigen Füßchen in die eleganten Pantöffelchen und stand, vergebens nach Worten suchend, hochaufgerichtet mit geballten Händen da.

Hedwig schaute ihren Gatten kalt an. Wann gehe ich nach Sporbach? sagte sie müde.

Morgen, Hedwig, entgegnete er gelassener. Und heute noch wird Frau Majorin von Gyzinke bei Ihnen ihren Besuch machen. Sie wissen? Die Dame, welche Ihnen Gesellschaft leisten soll. Sie scheint eine vortreffliche, distinguirte Dame zu sein.

Sie verstehen sich jedenfalls darauf. Und bleiben Sie lange in Schottland? fragte Hedwig ruhig.

Vielleicht. Sie werden in Sporbach Alles in Ordnung finden, entgegnete er. Dann wandte er sich an Madame Lora, die noch immer sprachlos dastand: Aber Sie sind unwohl, gnädige Frau; ich werde nach Wasser rufen. Damit entfernte er sich. Sobald er das Zimmer verlassen hatte, stürzte Madame Lora auf Hedwig zu und rief athemlos: Und du gehst? Mit ihm? Mit ihm? Mit dieser Schlange? Er wird dich sicherlich umbringen! Hedwig schaute ihre erregte kleine Stiefmutter traurig und ruhig an: Er ist mein

Gatte, den Sie mir gegeben haben. Was kann ich gegen ihn thun?

Was du thun kannst? fragte die Fee vor Aufregung zitternd. Schreien! Ihm trotzen! Sobald er fort ist, zu mir zurückkehren! Diese Majorin, die er dir als Spion auf den Hals setzt, fortjagen oder vielmehr fortquälen!!

Hedwig lächelte traurig: Wozu? Es lag etwas Herzzerreißendes in diesem »Wozu?« aus einem so jungen Munde. Wie leer mußte ihr das Leben erscheinen, wie langsam und traurig!

Madame Lora zuckte voll Verzweiflung ihre schönen, weißen Achseln und gab ihre Tochter im Stillen als unrettbares Gänschen auf. Dafür aber wühlte sie an diesem Tage in allen Koffern und Schränken derselben und eignete sich an, was ihr nur halbwegs gefiel. Und dem Baron legte sie ein Briefchen auf seinen Schreibtisch, worin es hieß:

Herr Schwiegersohn, ehe Sie abreisen, leihen Sie mir wohl 5000 Gulden? Ich habe dringende Zahlungen und werde dafür von dem Abwesenden Alles Schöne reden. Ihre Ihnen trotz Allem herzlich zugethane

Lora Gallina.

\* \* \*

Am folgenden Tage kam wirklich die Frau Majorin Gyzinke, um Hedwig ihre Aufwartung zu machen. Die Majorin war eine interessante Dame im besten Alter, eine Vollblut-Italienerin mit glühenden Augen und schlanker, hoher Gestalt. Sie trug einen eleganten Halbtraueranzug und bewegte sich mit ungezwungener Grazie. Man unterhielt sich so gut, als es bei solchen Gelegenheiten der Fall zu sein pflegt. Hedwig war etwas still, aber freundlich, die Majorin liebenswürdig, nur Madame Lora saß in stummem Zorn da. Sie hatte schon so sicher darauf gerechnet, Hedwig als Geisel des Unfriedens und des Geldes bei sich behalten zu können. Und nun war dieser schöne Plan zerronnen!

Baron Villani fuhr mit dem Nachtzuge fort. Es war eine weite Reise, die er antrat, und doch nahm er keinen Bedienten mit. Herr Groß war verreis't, und einen Andern wollte er nicht um sich haben. Ich reise in einer Tour, sagte er zur freundlichen Gesellschafterin, zur Majorin, die noch am meisten Interesse an seiner Reise zu nehmen schien, und wo ich anhalte, sind überall große Hotels mit Lohndienern. Wozu also einen Diener mitnehmen? Er hatte auch wenig Gepäck bei sich, eine rothcarrirte,

dichte und weiche Decke bildete das Hauptstück seiner Reiseausrüstung. Es war doch eine weite Reise, die er antrat, und schon um der Leute willen mußten die beiden Gatten mit einander allein sprechen, ehe er abreis'te.

Hedwig hatte nach seinem Gepäck gesehen und für seine Bequemlichkeit gesorgt, soweit sie es konnte. Es that ihr nun doch fast leid, als die Trennungsstunde kam — sie erstaunte selber darüber. Sie hätte sich gern mit ihm versöhnt, ehe er fortging, und alles zwischen ihnen vorgefallene Böse vergessen. Sie reichte ihm zuerst die Hand. Er ergriff dieselbe und schüttelte sie leicht. Adieu! sagte er. Bleiben Sie gesund, Hedwig. Und noch Eins: Sie können jetzt in Sporbach ungenirt mit Ihrer Gesellschaftsdame spazieren gehen und sich im Kloster ganz dem frommen Drange Ihres Herzens hingeben. Denn Pater Julius ist, wie Sie wissen, in ein Kloster auf dem Karste verbannt worden. Da er sich aber noch unwürdiger zeigte, als man geglaubt hatte, so ist er gänzlich aus dem Orden gestoßen worden und ist jetzt frei.

Frei?

Ja, *vogelfrei*. Er ist vogelfrei und brodlos, ein Bettler! Das Alles hat ein Briefchen zu Stande

gebracht, welches er an Sie gerichtet hatte, und welches ich mir die Freiheit nahm zu empfangen.

Sie schaute ihn mit einem dunklen Blicke an und blieb regungslos, als er rasch ihre Hand ergriff. Er sagte nochmals Lebewohl. Dann wandte er sich wieder um und fragte: Sie haben Etwas gesagt, Hedwig? Dabei versenkte er seinen Blick tief in ihre Augen. Sie verneinte stumm. Und wie er aus dem Zimmer verschwunden war, athmete sie hoch auf, als sei eine Zentnerlast von ihrem Herzen genommen.

Er sah das nicht mehr, aber er fühlte es, als er die Treppe zum Wagen hinabschritt und dabei thränenlos murmelte: Es ist vollbracht.

## **Siebenzehntes Kapitel.**

### ***Freundlos.***

In Triest ging an einem herrlichen Novembertage ein junger, blonder Mensch mitten durch die laute, geräuschvolle Menge. Er trug schwarze, etwas schäbige und etwas zu weite Kleider und sah so blaß, dabei doch so schön und interessant aus mit seinen großen blauen Augen, daß viele Leute stehen blieben, um seiner ungewöhnlichen Erscheinung nachzusehen. Es war Pater Julius, welcher nun wieder mit seinem weltlichen Namen Alois Erban hieß und sich jetzt in der Welt eine Heimat suchen mußte. Er hatte wohl so viel, um einige Tage hindurch leben zu können, aber was dann? Von Scalze hatte, er sich nach Triest gewandt. Er war am Abende zuvor angekommen und hatte in einem finstern, billigen Albergo des San Giusto-Viertels übernachtet. Mit Tagesgrauen hatte er seine kleine Rechnung bezahlt und war ausgegangen, um einen Platz zu suchen für die nächsten vierzehn Tage wenigstens, nur um sich einigermaßen gesichert nach Weiterem umsehen zu können. Er hatte sich zuerst



dem Dom von San Giusto zugewandt, der hoch oben gegen Muggia zu auf einem freien Platze liegt, von welchem aus man einen herrlichen Ausblick über das blaue Meer mit seinen weißen und gelben Segeln genießt. Es wurde dem jungen Wanderer muthig ums Herz bei diesem Anblick. Hier lag das Leben vor ihm mit Arbeit und Aussichten, er wollte gern, die Hände regen und das Steuerruder führen, um sein Lebensschiff in die richtige Bahn zu lenken; aber Gott mußte seinen Segen dazu geben. Und er trat in den Dom. Rohgehauene Heiligenköpfe aus den Katakomben schauten ihm vom Portal der Kirche drohend entgegen. In der leeren Halle selber erschrak er vor dem eigenen wiederhallenden Tritte. Es war ihm, als habe er ein Recht verloren auf Gott, seit er seinen Dienst verlassen hatte.

Er verließ den Dom ungetröstet und trat in die kalt wehende Luft hinaus. Die starren, alten Mosaikgestalten des Kuppelschiffes schauten ihm finster und drohend nach, als wollten sie sagen: Wir helfen Niemanden, der uns *draußen* sucht.

Alois Erban stieg durch die schmalen winkeligen Handwerkerhäfen, die nicht breiter sind, als ein deutsches Ofenloch, gegen die neue Stadt hinab. Der Schmutz klebte fingerdick an den Häuserfronten. Schwarzäugige Weiberin schmutzigen Kitteln

strickten vor den Hausthoren, und braune Kinder rollten auf dem Pflaster umher.

Alois Erban wandte sich dann nach den verschiedenen Bureaux, deren Adressen er gesammelt hatte. Man bot ihm bei einigen Journalen einen ganz guten Gehalt und verlangte nur dagegen, daß er Opposition gegen die Kirche mache, daß er jeden gemeinen Zug seiner ehemaligen Brüder, jedes Laster seiner Vorgesetzten an die große Glocke hänge. Aber Alois Erban war eine zu edle Natur, um solche Bedingungen einzugehen, und der Nachmittag, der kalt über die Bai von Muggia herüberwehte, fand ihn noch heimatlos — heimatlos und entmuthigt. Der Abend kam. Alois Erban ging dem Molo entlang und setzte sich, fast verdurstend, in die erste beste Restauration. Eine fröhliche Gesellschaft erfüllte das freundliche Local. Der Wirth verkehrte gemüthlich mit seinen Gästen, die Wirthin lächelte vom Zahltische aus Jedem herzlich zu, eine glutäugige, schöne Triesterin trug das Bier zwischen den Gästen umher. Die würzigen Seefische cursirten in schmackhafter Bereitung, kurz man konnte sich da wundervoll daheim fühlen, wenn man — noch ein wirkliches Daheim besaß.

Alois Erban erinnerte sich plötzlich, daß es schon spät sei, und daß er für heute noch nicht wisse, wo

sein Haupt hinlegen. Er hatte früher für dergleichen nicht zu sorgen gehabt. Jetzt ergriff er ängstlich seine Reisetasche, zahlte und ging in die kalte Mondnacht hinaus mit der Absicht, wieder eine billige Herberge aufzusuchen.

Im Gehen kam ihm der Gedanke, wie sicher und ruhig nun in den Klöstern schon Alles schlafe! Er suchte eifrig nach einer Herberge in dem schmutzigsten und deshalb, wie er dachte, um so billigern Gäßchen. Vielleicht mußte er ja noch viele Tage so verleben, ohne irgend wohin zu gehören. Er stand endlich vor einem kleinen Gasthaus, dessen knarrender Eisenschild im Nachtwinde schaukelte. Die Straße war so eng, daß nicht mehr als zwei Personen neben einander stehen konnten. Er pochte an die schon versperrte, morsche Thüre, durch deren Ritzen rothes Oellicht leuchtete. In diesem Augenblicke zupfte ihn ein kleiner schmutziger Schiffsjunge am Aermel, zog den zerrissenen Strohhut vom Kopfe und sagte in dem süßlichen Dialekte der Uferländer: Da ist Etwas für den schönen Signor, ein Brief.

Alois Erban nahm das Blatt, welches ihm der kleine schwarzäugige Junge reichte und fragte: Von wem? An mich?

Weiß ich's? rief der Junge und verschwand mit einem Satz im nächsten Gäßchen. Alois Erban trat von der Thüre des Wirthshauses zurück unter das flackernde Licht der nächsten Laterne und besah das Schreiben. Es trug wirklich seinen Klostersnamen als Adresse. Er zerriß den Umschlag und las darinnen auf einem weißen Velinblatte die Worte:

Man ersucht Sie, sich in die Villa des Grafen Palmay (auf dem Wege zum Boschetto) zu begeben und sich daselbst dem Besitzer vorzustellen.

Ein Freund.

\* \* \*

Auf Schloß Sporbach war das Leben einsam, wie es wohl nicht anders sein kann, wenn der Herr abwesend ist und die Herrin sich zu müde und traurig fühlt, um Gesellschaft aufzusuchen. Selbst Mama Lora kam sehr selten. Sie konnte ja nicht schüren, da ihr Hauptopfer fehlte, deshalb, schrieb sie nur so oft als möglich um Geld. Die Bäume rundum waren schon vollständig entlaubt, und der Himmel lag trüb und neblig über der Erde.

Und doch sah es bei aller Einsamkeit auf Schloß Sporbach durchaus nicht trostlos aus, denn mit Frau von Gyzinke, der neuen Gesellschaftsdame, hatten Frohsinn und Heiterkeit ihren Einzug gehalten. Die voraus so sehr Gefürchtete erwies sich als eine äußerst liebenswürdige Frau von hellem Kopf und gutem Herzen, die überall Leben und Thätigkeit um sich zu verbreiten wußte. Man sah ihr an, daß sie, wie die meisten Offiziersfrauen, keine Neigung zur Prüderie hatte; dabei aber war ihre ganze Haltung vornehm und doch zugleich unbefangenen liebenswürdig, so daß man ihr schnell von Herzen gut sein mußte. Dies erfuhr auch Hedwig, deren zurückhaltendes Naturell sonst lange Zeit brauchte, um sich anzuschließen. Aber die Majorin hatte mit Einem Blick die Situation erkannt und kam ihr mit so unverstelltem Wohlwollen entgegen, daß sich die trotzig scheue der jungen Frau bald in warme Anhänglichkeit verwandelte. Sie wurden wirkliche Freundinnen und brachten schon nach kurzer Zeit den ganzen Tag gemeinsam zu. Die Majorin war die Lebhaftigkeit selbst, sie sprach und lachte und hatte immer ein neues Project für die Unterhaltung bereit. Ein lebhaftes, geselliges Leben im Schloß wäre ihr äußerst erwünscht gewesen, doch fand sie sich mit der liebenswürdigsten Art in die Verhältnisse und

suchte den langen Wintertagen nach Möglichkeit eine Abwechslung zu verschaffen. Von Baron Villani kam selten ein Reisebrief, und wenn einer kam, bestrebte sich die Majorin immer doppelt, Hedwig aufzuheitern, denn sie bemerkte wohl, daß diese dann immer stundenlang vor sich hinstarrte und in Traurigkeit zu versinken drohte. Hasza's falsche Augen waren der Majorin vom ersten Tage an widerwärtig gewesen; sie machte deshalb der Baronin sehr bald den Vorschlag, das Mädchen zu entlassen. Hedwig verweigerte das, aber Hasza wurde rettungslos in das Vorzimmer verbannt. Ein Affront, den dieselbe weinend Herrn Groß klagte, als er von seiner italienischen Missionsreise zurückkehrte. Herr Groß brütete Rache, aber was konnte er thun, so lange sein Herr abwesend war?

Eines Tages spielte die Majorin eben ein rauschendes Bravourstück, während Hedwig in der tiefen Fensternische des Musiksaales saß und in einem Album blätterte, ohne zu lesen. Der Tag draußen war lichtlos, aber so ruhig, daß nicht einmal die große Linde vor dem Fenster ihre Aeste bewegte.

Während des Spiels warf die Majorin zufällig einen Blick nach Hedwig hinüber und sah dieselbe fast angstvoll durch die Scheiben blicken. Was giebt

es, Baronin? fragte Frau von Gyzinke. Nichts, sagte Hedwig zögernd. — Ich — glaube nur, es schneit . . .

Die Majorin brach mitten in einem brillanten Lauf ab, eilte ans Fenster und schlug entzückt die Hände zusammen: Ja, ja, es schneit! *Der erste Schnee!* O, giebt es etwas Schöneres als den ersten Schnee? jubelte sie. — Der Winter ist da! Und ihre schwarzen Augen glänzten vor Lust. — Der Winter ist da, wiederholte Hedwig leise, und das freut Sie so. Frau Majorin? Ist denn der Winter nicht traurig? — Traurig? Aber der Winter bringt ja das Theater, die Concerte, die Bälle, die Schlittenfahrten, die Maskeraden!

Für uns doch nicht? sagte Hedwig fast erschreckt. Sie wissen ja, daß ich nicht ausgehen will.

Ja, das weiß ich, obwohl ich's nicht begreife, sagte die Majorin in ihrer heitern, gefälligen Weise. Wie man so jung sein kann und so einsiedlerisch! Aber, theure Baronin, glauben Sie denn, der liebe Gott, auf den Sie sich stets berufen, wird das ungestraft lassen? Wenn er Jemanden hübsch, jung und reich macht, so geschieht es deshalb, weil er will, daß sich dieser Jemand des Lebens freue! Nun, Sie sind Ihre eigene Herrin, und ich bin's auch zufrieden, daß wir daheim bleiben. Ich habe ja Bälle genug mitgemacht, als mein Mann noch lebte, und freue mich jetzt in der

Erinnerung daran. Wir haben einander nicht allzusehr geliebt, aber wir haben einander ertragen und waren vergnügt dabei. Wie viele lustige Winter haben wir gelebt! Und wenn man auch an keinen Ball dächte, so müßte man sich an das Weihnachtsfest, an die Kindheit erinnern. O lieber, lieber erster Schnee!

Das Weihnachtsfest! flüsterte Hedwig — da mußten wir im Kloster doppelt so viel und doppelt so laut beten als sonst. Das waren *meine* Weihnachten als Kind!

Die Majorin neigte sich über Hedwig, streichelte ihr in graziöser Weise das Haar und rief: Arme Baronin! . . . Nun, und wenn der Winter zu sonst gar nichts gut wäre denken Sie nur an die vielen, vielen kleinen Vögel, die allmorgendlich auf unser Fenstersims kommen, wenn wir ihnen ein paar Krümchen hinwerfen.

Hedwig nickte nur. Sie wollte lächeln, aber sie konnte nicht. Sie schloß die Lippen, und eine Thräne zitterte in ihrem Auge. Sie dachte daran, daß im Winter alle Heimatlosen doppelt arm und verlassen sind. Daß sie oft frieren müssen und keine Fenster haben, an denen man ihnen Krümchen streut. Sie dachte an ihn, an den verstoßenen, freundlosen Mann. Wo mochte er sein?



## Achtzehntes Kapitel. *Eine Sensationsgeschichte.*

In Edinburg, in einer der letzten schmalen Straßen der Stadt, wo sie gegen Leith ausläuft, steht ein Gasthof, dessen Wirth Snipper heißt, und über dessen Thor ein goldener Löwe aus Messing prangt. Der Gasthof wird daher *Snipper's Hôtel au lion d'or* genannt.

Zu der Zeit, von welcher wir sprechen, waren nur wenig Passagiere in Snipper's gastfreundlichem alten Hause. Ein kahlköpfiger Bankherr aus London, der sich den »hiesigen Platz« besah, ein Reisender für Button, Buxton and Hore aus Glasgow, welcher in Plaids machte, eine ältliche unverheiratete Lady aus Nairn, welche stets in Lockenwickeln erschien, die kleine, blonde, stets lachende Lady Leeds mit einem äußerst ledernen Gemahle und endlich ein deutscher Cavalier, der sich wegen einer großen Erbschaft hier befand, die ihm nach langem Prozesse gerichtlich zugesprochen worden war. Jedermann im Hôtel Snipper wußte dies, und da die Erbschaft grandios sein sollte, so wurde der deutsche Cavalier der

interessanteste Gast des Hauses. Er hieß Baron Villani oder Sir Jérôme Villani, Baronet, wie man ihn hier mit seinem officiellen Titel nannte, und hatte nur einen ungeschickten jungen Bedienten bei sich, der nichts als deutsch verstand. Baron Villani hielt anfangs täglich lange Conferenzen mit seinem hiesigen Advocaten, dem ehrenwerthen Mr. John Mac Donald Esqu. und mußte viele Zeit in dem königlichen Gerichtshofe zubringen, bis endlich die Erbschaft ausbezahlt war. Die große Summe hatte er dann bei Mr. Mac Donald, einem Ehrenmanne, deponirt. Als besonnener, vorsichtiger Mann machte Villani, der noch einige Wochen in Schottland zu seinem Vergnügen reisen wollte, gleich nach Empfang der Erbschaft ein Testament, welches ebenfalls in der Advocatur des ehrenwerthen Mr. Mac Donald deponirt wurde. Dieser Mr. Mac Donald, einer der reichsten Rechtsanwälte der alten Stadt, war der echte Typus des »respectablen Geschäftsmannes«. Er trug schwarze Beinkleider, einen zugeknöpften schwarzen Rock, schwarze Handschuhe, einen schwarzen Stock, schwarzen Cylinder und schwarze Brillen. Man wunderte sich fast, daß er kein schwarzes, sondern ein gelbes Gesicht hatte. Er war wortkarg und sehr ernst. Als sein Client die kleine Vergnügungsreise ins Gebirge

antreten wollte, gab er ihm einen Pack Adressen und Recommandationen und außerdem noch ein paar ausgezeichneter Revolver und einen Stockdegen mit. Baron Villani nahm außer einem dicken, grüncarrirten Plaid nur sein juchtenes Handkofferchen mit. Seinen schweigsamen jungen Bedienten ließ er im Hôtel zurück.

Die Table d'hôte in Snipper's Hôtel war fast gerührt, als der deutsche Millionär zum letzten Male am Tische erschien. Zum Glück kehrte er ja bald wieder!

Und welche Gegenden werden Sie bereisen? fragte der Londoner Bankier. Haben Sie einen bestimmten Plan, Mylord?

Plan? meinte Villani lustig — nein. Und den braucht's ja da auch gar nicht. Niederschottland ist ja überall wundervoll schön. Ich sah das bisher nur im Fluge von der Eisenbahn aus. Jetzt will ich's erst in Wirklichkeit genießen.

Da haben Sie Recht! fiel der alte Herr aus Glasgow ein — und ich stehe Ihnen für viele genußreiche Stunden: die dunkeln Nadelwälder über den weißen Feldern ansteigend, die einzelnen Felspartieen dazwischen, alles das sieht im Winter, wenn auch in anderer Weise, genau ebenso schön aus als im Sommer.

Und Sie werden allein gehen? Das ist aber langweilig; rief Lady Leeds lachend.

Ich finde im Gegentheil, Mylady, daß man, um ein Land kennen zu lernen, am besten allein reist.

Aber die Sicherheit, Mylaird! meinte jetzt der Glasgower. Im Winter ist der Pöbel so arm und *deshalb* zu verwegenen Dingen aufgelegt.

Jetzt ließ sich der Advocat, der ehrenwerthe Mac Donald aus seiner complicirten schwarzen Tuchhülle heraus vernehmen: Mylord Villani ist versorgt. Ich habe ihm Revolver und einen Degen geliehen. Dann schwieg er wieder wie ein abgelaufenes Uhrwerk.

Und endlich — was läge daran, wenn man mich beraubte? lächelte Villani. Ich schäme mich ohnedies beinahe, ganz ohne Abenteuer aus Schottland heimzukommen.

Und wessen Schuld ist das? stöhnte die Dame mit den Lockenwickeln in sein Ohr.

Die Ihrige nicht! flüsterte Villani mit verdächtiger Galanterie und drückte ihre Hand. Mr. Snipper unterbrach das Gespräch, indem er traurig meldete, der Omnibus für die Bahn halte eben vor dem Thore. So wurde rasch Abschied genommen. Mr. Mac Donald war der Letzte, der dem Baron die Hand reichte und zubrummte: Die Waffen haben Sie bei sich? stand dann, am Fenster des Speisesaales und

schaute dem Omnibus nach, welcher seinen Clienten entführte, solange er denselben noch erblicken konnte. Dann wandte er sich gegen die Gesellschaft um, grüßte mit einem kurzen »Good bye« und schritt steif wie eine Trauer-Siegellackstange zur Thüre hinaus.

\* \* \*

In acht Tagen wollte Baron Villani von seinem Ausfluge ins Innere des Landes zurückkehren. Sein Gepäck erwartete ihn in seinen Zimmern. Der deutsche phlegmatische Bediente brachte inzwischen seine Tage mit Essen und Schlafen zu.

Aber acht Tage vergingen, und Sir Villani, Baronet, kehrte nicht zurück. Man fing an, sich im Gasthofe gegenseitig zu fragen. Auch Mr. Mac Donald erschien täglich ein-, zweimal, um sich nach Sir Villani zu erkundigen. Er schien sehr ängstlich, der ehrenwerthe alte Herr, und sein gelbes Gesicht zog sich bei jeder vergeblichen Frage in immer längere und besorgtere Falten.

Eines Tages erschien um die Mittagszeit der Glasgower Herr todtenbleich, mit spitzer Nase, gesträubtem Haar und wankenden Schritten im Speisesaale. Der erste Gang war schon vorüber, alle

Hausgäste vollzählig versammelt, und man frug von allen Seiten theilnehmend, ob er krank sei, als er den Anwesenden ein Zeichen machte, zu schweigen. Darauf zog er aus seiner Tasche ein Zeitungsblatt hervor, welches er aus dem Café Scott mitgenommen hatte, und sagte mit unsicherer, aufgeregter Stimme: Meine Herrschaften ... ich bitte nicht zu erschrecken. Es ist schrecklich, was ich Ihnen zu melden habe . . . aber . . .

Sämmtliche Tischgäste wurden blaß wie ihre Servietten, und Jeder wollte fragen. Aber der Glasgower Herr schwang das Zeitungsblatt und rief: Sie alle erinnern sich an unsern werthen Tafelgenossen hier, an Sir Jérôme Villani, Baronet?

Ja! tönte es ringsum.

Nun denn, Sie glauben, daß er wiederkommen werde?

Gütiger Himmel! rief Mr. Snipper, aufgereggt vom Büffet vortretend. Natürlich glaube ich das! Da doch sein sämmtliches Gepäck hier ist und sein Bedienter bei mir lebt —

Sehr schön von dem Bedienten. Nichtsdestoweniger glaube ich nicht, daß sein Herr jemals wiederkehrt, wenn anders diese polizeiliche Notiz in der Review richtig ist! Und damit faltete der Glasgower sein Journal auseinander und las, umringt

von den Table d'hôtegästen, die sich sämmtlich jählings erhoben hatten:

Am 14. dieses ist in einem Gebüsche in den sogenannten Steingeröllen bei Dorloch ein menschlicher Leichnam gefunden worden, der schon zum mindesten 14 Tage hindurch dort gelegen haben muß, nach dem weitvorgeschrrittenen Grade der Verwesung zu schließen, in welchem er sich bereits befand. Der Leichnam lag am Fuße der Abrutschungen, auf deren Höhe sich die alte, nur mehr von Fußgehern benützte Straße von Dorloch nach Leith befindet. Die Schlucht selber wird fast nie betreten, und so kam es, daß der Leichnam so lange unentdeckt da unten lag, obwohl ihn nur eine leichte Schicht Schnee bedeckte, den die Sonne vorgestern schmolz, so daß die Marktweiber, welche früh Morgens über die alte Straße zogen, den Körper erblickten. Es ist der eines hochgewachsenen, schlanken, augenscheinlich schon alten Mannes, denn Haar und Bart sind weiß. Die Züge lassen sich nicht mehr erkennen. Ebenso wenig läßt sich aus dem Körper schließen, ob hier ein Mord oder ein plötzlicher natürlicher Tod vorliegt; doch ist das Letztere wahrscheinlicher, weil der Todte nicht beraubt worden ist. Er war in einen seinen dunkeln Anzug gekleidet, ein grün und blau carrirter Shawl

war um die Schultern geschlungen. Auf dem Kopfe trug er eine elegante Reisemütze, an einem Riemen um die Achsel ein elegantes Opernglas in rothgefüttertem Futteral. Neben ihm lag ein rothjuchtenes Reisetäschchen, in welchem sich ein vollständiges silbernes Toilettenecessaire, sowie auch Wäsche mit dem Merkzeichen I. V. und einer Freiherrnkrone befanden. Ferner hatte er zwei noch geladene Revolver von Robson & Comp, und einen Stockdegen bei sich. In einer Briefftasche befanden sich Werthpapiere und Banknoten im Betrage von fast 200 Pfd. Sterling, sowie auch eine Hotelrechnung auf Snipper's Hôtel »Au lion d'or« in Edinburg lautend, ferner vier theils Geschäfts- theils Privatbriefe, -sämmtlich an den Baronet Jérôme de Villani lautend, sowie auch ein von der österreichischen Regierung ausgestellter Reisepaß für Deutschland, Frankreich und Großbritannien, auf denselben Namen: »Hieronymus, Rainer, Carolus, Johannes, Gonzaga Freiherrn von Villani« lautend. Die Identität des Todten dürfte somit außer Zweifel sein. Man wird nun den Wirth Mr. Snipper von Edinburg, bei welchem der Verunglückte zuletzt gewohnt haben dürfte, sowie den Edinburger Advocaten, den ehrenwerthen Mr. Mac Donald (welcher nach dem Inhalte der Geschäftsbriefe des



Verstorbenen Rechtsfreund sein muß) berufen, um die Leiche soviel als möglich zu agnosciren.

Und wirklich kamen noch an demselben Tage die beiden Vorladungen in Edinburg an, und Mr. Mac Donald und Mr. Snipper waren vierundzwanzig Stunden, hindurch die interessantesten Personen des stillen Stadtviertels.

Einige Tage später enthielten die Tageszeitungen folgende Notiz: Unsere Leser erinnern sich noch der Nachricht, welche wir neulich brachten von dem aufgefundenen Leichnam in der Dorlochabrutschung. Derselbe ist nach den vorhandenen Kleidungs- und Schriftstücken als der des deutschen Freiherrn Hieronymus von Villani sowohl von dem Gastwirthe Herrn Snipper als von dem ehrenwerthen Rechtsgelehrten Mr. Mac Donald Esqu. aus Edinburg agnoscirt worden. Da man bei dem Zustande der Leiche nicht warten konnte, bis die Angehörigen des Barons in Oesterreich in Kenntniß gesetzt und um ihre Absicht gefragt wurden, so ward derselbe im Kirchhofe von Leith im eigenen Grabe zur Ruhe bestattet. Wie wir hören, befand sich der Verstorbene einer Erbschaft wegen hier in Schottland, wo ihn ein so jäher Tod traf. Er war herzleidend und sprach noch in der letzten Zeit von häufigen Beängstigungen und Congestionen sowie von seiner Furcht vor einem

plötzlichen Tode, welche ihn auch bestimmte, ein Testament zu verfassen, welches im Original in der Advocatur des obgenannten Rechtsanwalts befindlich war. Selbes wurde denn auch von Gerichtswegen geöffnet, und es fand sich, daß Baron Hieronymus Villani seine Gemahlin Hedwig Veronica Freiin von Villani, geborne Gallina (derzeit auf Schloß Sporbach bei W. in Oesterreich) zur Universalerbin und zur unumschränkten Herrin seines Vermögens von fünfzigtausend Pfund Sterling einsetzte, unter der seltsamen Bedingung, (welche heute schon das Tagesgespräch unserer Stadt bildet), daß diese seine Gattin nach seinem Tode einen Herrn Aloisius Erban. Gutsverwalter auf Villa Palmay in Triest heirate, und daß sie nie bei ihrer Stiefmutter Frau Leonore von Gallina lebe. Es ist das Testament eines echten Sonderlings! Dabei befand sich auch ein versiegelter Brief an seine Gemahlin Freiin Hedwig von Villani mit dem Beisatze: derselben nach meinem Tode uneröffnet zu übergeben. Das Gericht hat die nöthigen Schritte gethan, den letzten Willen des jählings Verstorbenen, der so weit von seinem Heim einen einsamen Tod fand, in allen Punkten zu erfüllen. Das Testament macht, wie gesagt, enormes Aufsehen in unserer sensationslüsternen Hauptstadt. Man kann zwischen den Zeilen desselben einen

ganzen Roman lesen . . . Walter Scott hat nie einen interessanteren Stoff zu einer »Erzählung meines Wirthes« verarbeitet.

## Neunzehntes Kapitel.

### *Die letzten Worte des Baron Jérôme Villani.*

Das seltsame Testament machte aber nicht nur in dem sensationssüchtigen Edinburg, sondern auch in dem stillen Schlosse von Sporbach viel Aufsehen. Es wurde der Wittve von ernsten, höflichen Gerichtsbeamten mitgetheilt, welche die interessante, blasse junge Frau heimlich mit ihren Blicken fast verschlangen. Und dabei wurde ihr der von dem Gerichte in Edinburg nochmals versiegelte Brief ihres Gatten übergeben.

Hedwig Villani war sehr blaß und zitterte heftig, aber sie weinte nicht. Sie fragte die Herren vom Gerichte, was sie zunächst zu thun habe, dankte ihnen, verwahrte den Brief ihres Gatten sorgfältig und verließ mit der Majorin das finstere Gerichtszimmer. Dann fuhren die Beiden heim durch den frostklaren Wintertag. Die Frau Majorin plauderte in dem weichgepolsterten, dichtgeschlossenen Wagen, um die arme Hedwig zu zerstreuen. Hedwig sprach kaum. Sie starrte auf den Brief ihres Gatten, der zwischen ihren gefalteten

Händen auf ihrem Schooße lag. Villani war todt, sie war jetzt reich und, frei. Und ihr Gatte hatte ihr die Bedingung gestellt, sich dem zu vermählen, den sie liebte!

Ihr Gatte war fern von ihr gestorben, ohne daß ihre Hand ihm den Todesschweiß von der Stirne wischen konnte! Er, der so kalt, so zornig, so erbarmungslos gewesen war, vor dem sie sich entsetzt hatte, er war nun todt und stumm für immer. Aber in seinem letzten Willen — wie erschien er ihr da so anders! Er wollte sie mit dem vereinen, den sie liebte, und sagte ihr auch, daß dieser Erst- und Heißgeliebte nicht verdorben war, sondern lebe!

Es war ein heftiger Kampf in dem Herzen der jungen Wittwe. Sie wußte nicht, woher die unbeschreibliche Trauer kam, da sie jetzt doch frei war von einem ungeliebten Manne und frei, einen geliebten zu wählen? Es lag eben ein Räthsel in dem fernen Grabe ihres gefürchteten, gemiedenen Gatten, der ihrer im Tode so liebevoll gedachte. — Hier in diesem Briefe waren seine letzten Worte an sie. Sie zitterte in ihrem tiefsten Herzen, sie zu lesen. Sie hatte eine Ahnung, als habe sie ein schweres Unrecht schuldlos begangen.

Wie die Majorin ihre Freundin so stumm sah, wurde sie auch stiller. Sie schlang ihren Arm um die

junge Wittwe, streichelte sanft über ihre Hand und sagte nur manchmal leise: Nun, nun — Hedwig! Es wird ja Alles gut werden . . . meine liebe Hedwig . . . Es wird Alles gut . . .

Daheim angekommen, begab sich Hedwig Villani auf ihre Zimmer. Sie bat die Majorin, mit ihr zu kommen. Sie wollte den Brief lesen und hatte doch Furcht davor. *Wenn* er Etwas enthielt, was sie anklagte, ach, so konnte sie niemals mehr ihres Gatten Verzeihung erflehen! Sie setzte sich in die Fensternische und hielt den Brief noch immer ungeöffnet in den Händen. Die Majorin streichelte ihr die Wange und küßte sie: Nicht so traurig sein, Hedwig, sagte sie. Blicken Sie auf und in die Zukunft! Dann ließ sie Hedwig allein in der Fensternische und ging an den Kamin, in welchem ein behagliches Feuer spielte und knisterte. Sie legte sich in den Fauteuil zurück und nahm ein Buch zur Hand, nur dann und wann warf sie einen Blick auf Hedwig, die jetzt den Brief öffnete und Folgendes las:

Hedwig! Ich nenne dich hier nicht Heda, wie in jenen Stunden, wo ich mit dir ein neues glückliches Leben zu beginnen hoffte, und nicht »mein Weib«, wie mir das Herkommen gestatten

würde. Ich nenne dich so, wie ich dich zum ersten Male in dem Hause deiner Stiefmutter sah. Von jenem Augenblicke liebte ich dich. Ich brauche dir nicht zu sagen, was das heißt: *lieben!* Du kennst ja das Gefühl, wenn du es auch nie für mich hattest!

Ich glaubte mein Leben mit fünfzig Jahren hinter mir zu haben und erwartete nichts Neues mehr auf dieser Welt. Da sah ich dich und liebte dich, Hedwig, und die Ahnung eines Glückes, wie ich es niemals zuvor gekannt hatte, ging mir auf in dem Augenblick, als deine Hand vor dem Altar in der meinigen lag, als der junge Priester von dem Brode der Engel sprach, welches ein ganzes verlorenes Leben zurückkauft. Damals kam es über mich wie eine Gnade. Ich war nie frömmelnd, nicht einmal fromm gewesen. Damals aber war es mir, als würde mein Leben mir neu geschenkt, und ich *schwor* mir, dich, die ich liebte, dich Arme, Verlassene, glücklich zu machen, glücklich um jeden Preis!

Wir wurden Mann und Weib. Du konntest mich nicht lieben, und ich betete dich an. Was konntest du dafür? Was konnte ich dafür? Du warst verschüchtert, ich war stolz und verbittert. Du liebtest ihn und du warst an mich gefesselt!

Vergieb mir, Hedwig, wenn, ich in jener Stunde, wo ich euch im Walde traf, dir weh gethan habe. Wenn du wüßtest, was ich litt! Wochenlanges Leid, Zorn und Schmerz bebten mir im Herzen. Und du warst damals so grausam — du liebtest ihn ja! Aber über meinem tiefsten Leid glänzte siegreich jene Stunde, wo sich mir das Glück geoffenbart hatte, als das Leben für *Jemanden Andern*.

Ich spielte nun eine Rolle, eine schwere Rolle. Ich verjagte ihn mit allen Mitteln aus dem Kloster, ich ließ ihn in die Welt hinausstoßen, um ihn frei zu machen von seinem Stande, und ließ ihn durch meinen Freund. Graf Palmay, vor der Noth des Augenblicks retten. Daß ich bald sterben würde, fühlte ich. Du weißt ja, ich habe viel gelebt und trage unheilbare Krankheiten in mir. Ich muß an jedem Tage auf meinen Tod gefaßt sein. Du darfst mich nicht bedauern, wenn ich sterbe, Hedwig. Nur wirft du jetzt nicht mehr glauben, daß ich so kalt, so hart bin, wie ich dir scheinen mußte. Du hättest sonst vielleicht Mitleid mit mir gehabt, und das — das hätte mir den Muth geraubt.

Wenn du diesen Brief lieferst, bist du reich, und mein letzter Wunsch ist, daß du mit ihm glücklich



seist. Gott segne dich, Hedwig. Mache dir keinen Vorwurf. Die Zeit, welche ich verlebte, seit ich dich kenne, die schmerzliche Zeit der Entsagung, war doch die seligste meines Lebens! Ich danke dir dafür inbrünstig! Gott segne euch!

Dein alter Mann Jérôme.

\* \* \*

Hedwig hatte die Lectüre des Briefes geendet. Die gute Majorin, welche sie nicht aus den Augen ließ, sah; daß sie plötzlich den Kopf auf die verschränkten Arme über den Brief herabsinken ließ und bitterlich zu weinen anfing. Frau von Gyzinke warf ihr Buch weg und eilte auf sie zu, um sie aufzurichten. Aber Hedwig wehrte sie ab, ohne ihr Haupt zu erheben, und schluchzte nur: Laß mich weinen o, bitte! Laß mich weinen, sonst bricht mir das Herz! . . .

## **Zwanzigstes Kapitel.**

### ***Bunte Arabesken.***

Noch im Laufe dieses Winters unternahm die junge Wittwe mit ihrer Gesellschafterin eine kleine Reise in ein französisches Bad. Sie war angegriffen und traurig, so daß ihr eine Erholung dringend noth that. An Alois Erban hatte sie nicht geschrieben. Aber die gute Majorin sandte eine Abschrift des Testaments an ihn in die Villa Palmay mit einem Briefchen, beiläufig folgenden Inhalts:

Mein Herr! Lesen Sie das beifolgende Testament durch. Baronin Villani ist eine edle, zartfühlende Frau. Sie weint ihrem Gatten aufrichtige Thränen nach und wird es nicht wagen, glücklich zu sein, wenn Sie nicht selber kommen. Thun Sie dies aber nicht vor einem Jahre. Und wenn Sie da Ihre Braut auch noch in Trauer finden — ich weiß, sie hat Sie doch in Gedanken schon längst zu sich gerufen. Eine Freundin Hedwig's und die Ihrige.

Von Gyzinke.

\* \* \*

Ein Jahr verging. Kein Wort Hedwig's rief den ehemaligen Pater Julius zurück, welcher noch immer als Verwalter des Gütchens Palmay bei Triest lebte. Niemand hätte in dem stattlichen jungen Mann den »heiligen Aloysius« von ehemals erkannt. Seine Wangen waren gebräunt, ein voller Bart umschattete die Lippen, seine Stimme tönte laut und kräftig aus der breiten Brust, und nur das treue blaue Auge war dasselbe geblieben wie früher. So trat er eines Abends in Schloß Sporbach ein, wo Baronin Hedwig Villani den Winter zubringen wollte.

Was nun folgte, waren Tage des reinsten Glückes. Die Liebe, die trotz Entsagung und Trennung die beiden jungen, reinen Herzen erfüllt hatte, diese erste, selige, schrankenlose Liebe durfte sich jetzt ihr eigenes Dasein gestehen und sich dessen erfreuen.

Alois Erban wurde der Gatte Hedwig's, aber er gab darum die angestrengte Thätigkeit, die ihm Bedürfnis und Freude geworden war, nicht auf. Er wurde Vorsteher eines großen kaiserlichen Etablissements und nahm bald eine einflußreiche und hochgeachtete Stellung ein. Wer wollte das Glück dieser Ehe schildern? Das Glück in zweien schuldlosen, treuen Menschenherzen, welche sich über tausend

Dornenhecken den Weg zum Ziele bahnten, ist für sich ein Heiligthum. Man kann es nur träumen, nicht schildern.

Die gute Majorin Gyzinke verließ das junge Ehepaar kurz nach der Trauung, so sehr man sie auch zurückhalten wollte. Sie kam nicht wieder. Sie starb in Linz, nach einem Hausballe, auf welchem sie sich erkältet hatte.

Madame Lora Gallina heiratete den Vicomte d'Equilli, ihren langjährigen Freund. Ihre Stieftochter verschrieb ihr eine bedeutende Summe jährlich. Aber weder sie noch ihr Gatte ertrugen eine ruhige Existenz. Sie konnten ohne die Wechselfälle des Abenteurerthums nicht leben. So verließen sie ihren bisherigen Wohnsitz und zogen in der Welt umher, in allen größeren Städten einen Salon eröffnend und überall bald durch die Polizei unmöglich gemacht. Vicomte d'Equilli wurde fast jedes Jahr wegen verbotenen Spieles gerichtlich belangt, und Vicomtesse Lora fand immer wieder Mittel, ihn durch Geldcautionen zu befreien, und wenn sie selbst vierundzwanzig Stunden früher ihre letzte Spitzenmantille verschachert hatte.

\* \* \*

Zur Sommerszeit brachte Herr Alois Erban mit seiner Familie stets mehrere Wochen auf Sporbach zu und war öfters Gast in dem alten Franciscanerkloster drüben.

Den Kindern gefiel der Klostergarten mit seinen Springbrunnen und den vielen steinernen Heiligen zwischen den Blumenbeeten.

Und auch Hedwig war so gerne da. Hier war ja ihr Glück geboren worden! Sie saß in der Nachmittagsstille unter dem schattigen Laubgange der Kirche gegenüber, wo einst ihr Gatte vom Himmel gepredigt hatte, den sie nun durch ihn schon auf Erden fand. Dann gedachte sie mit Rührung eines edlen Todten.

Alois Erban, der stattliche, bereits ordengeschmückte Mann und ehemalige Franciscaner, saß oft in traulichem Gespräche bei dem alten Guardian, dem nun schon das Haupt zitterte, und sagte immer und immer wieder: Wie glücklich bin ich, daß ich hier in diesem Hause weilen kann, als Freund, ohne Vorwurf und ohne Groll. Wie glücklich bin ich, daß Sie mir gut geblieben sind, Hochwürden!

Und der alte gute Guardian nickte und drückte seine Hand und sagte: Mein lieber Sohn, mir ist das auch sehr seltsam und doch unendlich lieb. Ich habe

immer geglaubt, wer den lieben Gott verläßt und seinem Gelübde untreu wird, der müsse ein schlechter Mensch sein, und es werde ihm übel ergehen. Aber bei dir sah ich das Gegenteil. Ich sah, wie du als Knabe an deinem Gott hingst, wie sich dir dann Gott auf andere Weise offenbarte, als du Mann wurdest, und wie du immer wahr und ohne Falsch gewesen bist: als Knabe für Gott, als Jüngling für deine Liebe und deine Pflicht. Du hast nie geheuchelt und bist ein braver Mensch geblieben, der Segen Gottes ruht sichtbar auf dir und deinen Kindern. Ich beuge mich seiner Weisheit, die weiter sieht, als unsere kurzsichtigen Augen und Das zum schönen Ziele führt, was uns nur Verwirrung und Unheil schien. Ich bin ein alter Mann, meine Welt ist dieses Kloster und bleibt es bis zu meinem Tode. Aber ich ahne jetzt, daß es für den Menschen keinen Abfall von Gott giebt, sobald er seiner Pflicht treu bleibt. *Denn Gott ist ja doch überall in der ganzen Welt!*